Glauben und Wissen.
1903. I. Jahrgang. — Heft 6. Juni.



Das Weltall, ein göttliches Gewebe.

Dies ist das Bild, das Carlyle gern gebrauchte, eingedenk der Worte des Erdgeistes im Faust: So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Und in der Tat, es kann kein passenderes Bild geben, das den Bau des Kosmos kennzeichnet als dieses. Und gerade, weil es für den kosmologischen Gottesbeweis nach der Darstellung S. 177 und auch nach meiner Meinung von grosser Bedeutung ist, sei es hier einmal erörtert. Es ist dasselbe, was ich („Aus den Höhen und Tiefen der Natur" Halle a. d. S. 1902 S. 107) mit Wigand als „Individualismus der Natur" bezeichnet habe.[1])

Jeder Naturkörper ist individualisiert, ein Individuum, unteilbar, weil sonst sein Wesen gestört würde. Aber sonderbar! obwohl man von ihm nichts fortnehmen kann, besteht es aus einzelnen, in sich wieder individualisierten Teilen, und ob sich schon nichts hinzufügen lässt, ist er selbst wieder Teil und Glied eines höheren Individuums. Selbständig und doch einseitig und unvollständig und zur vollen Betätigung mit einer Mitwelt verknüpft zu einem höheren Ganzen. So löst sich das Chaos der wirr durcheinander lebenden Naturgestalten auf in eine wunderbare Harmonie, eine gesetzmässige Einheit bei freiheitlicher Mannigfaltigkeit. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch: weil das Individuum als Ganzes eine gesetzmässige Einheit ist, sind seine Teile einseitig, so dass sie der Ergänzung bedürfen; und weil das Individuum freiheitliche Mannigfaltigkeit besitzt, bewahrt jeder Teil doch eine gewisse Selbständigkeit. Der Widerspruch wird dadurch gehoben, dass die Glieder eines höheren Individuums an sich wieder Individuen sind. — Aber nicht nur in der Gestalt sondern auch in ihren Aufgaben, sagen wir kurz in ihrem Leben, zeigt die Natur die Individuation: einmal erfährt die Lebensaufgabe des Individuums eine weitgehende Teilung der Arbeit auf die einzelnen Glieder, wobei auch jede so ein-

1) Auf dem Gedanken der Individuation fusst z. Z. auch Portig in seinem neusten Werk „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes". Stuttg. M. Kielmann 1903.

seitig sein kann, dass sie die Ergänzung durch andere nötig hat, dann aber werden alle diese Einzelarbeiten für das Ganze geleistet und sind durch Interessengemeinschaft verbunden. „Einer für alle, alle für einen!"

Betrachten wir einmal kurz diese Weltall-Individuation! Das Weltall selbst ist das umfassendste Individuum, dessen hervorstechendstes Merkmal grösste Freiheit der Glieder ist, was sich besonders in ihrer räumlichen Sonderung äussert. Die Einheitlichkeit des Ganzen ist durch das alle Glieder beherrschende Gravitationsgesetz und durch Einheit des Stoffes gewahrt. Unser Sonnensystem und ähnliche Systeme (Sternhaufen, Nebelflecke, Milchstrasse) sind wohl die nächsten Glieder des Weltall-Individuums, die wiederum grosse Selbständigkeit der Teilindividuen (in räumlicher Sonderung) zeigen. Glieder unseres Sonnensystems sind Planeten, Kometen und Meteoriten, von denen die beiden letzteren eine besonders weitgehende Freiheit haben. Die Planeten haben mehr oder weniger selbständigen Charakter, der sich in Trabanten (Monde), Atmosphäre usw. zeigt.

Mit der Erde betreten wir ein festeres Gebiet. Bei ihr tritt die Einheitlichkeit stärker hervor, ihre Teilindividuen sind trotz relativer Selbständigkeit fester zu einem Ganzen verbunden. Zunächst erkennen wir 3 gewaltige Glieder: Lufthülle, Meer und Landfesten. Jene macht die Bewegung der Erde mit, hat aber ihren eigenen chemischen Bau, durch den sie bedeutungsvoll in das Gesamtleben der Erde eingreift, ebenso durch Wolkenbildung, Niederschläge, elektrische Erscheinungen, Druckverhältnisse, Strömungen. Meer und Festland bilden scharf ausgeprägte Individualitäten, die unter sich und mit der Lufthülle in engster Wechselbeziehung stehen. Man denke an die Klimaverhältnisse mit ihren Beziehungen zu Land und Meer, zum Pflanzen-, Tier- und Menschenleben. Das Meer selbst ist ein gewaltiges Individuum mit Strömungen, Ebbe und Flut usw., es zerteilt und individualisiert selbst das Land und arbeitet an dessen Ausgestaltung, und in sich birgt es ein zahlloses Heer von Lebewesen, denen es Heimstätte, Jagdgefilde und stilles Grab ist. — Doch viel stärker gegliedert ist das Festlandindividuum. Man blicke nur auf die Landkarte und betrachte die Zerklüftung des Küstenreliefs, die Furchen fliessenden Wassers, die Höhengliederung in Ebene und Gebirge mit hundertfacher Abstufung. Und diese Gliederung geht weiter bis zu den kleinen Miniatur-Landschaftsbildern, bis zu der dem Mutterschooss der Erde entquillenden Quelle, der zur Seite Felsblöcke und Steingeröll die Riesen des Hochgebirges vertreten und bis zu dem Regenwassertümpel im Wald, der dem an seinem Ufer wandernden Käferlein als unbegrenztes Weltmeer erscheint, ja, bis zum Kleinleben der Erdscholle. Und überall hierbei — im Grossen wie im Kleinen — die gegenseitige Abhängigkeit der Teile: die Unebenheiten des Bodens schreiben dem Wasser den Weg vor und sind doch selbst wieder das Ergebnis der Wechselwirkung von Land-, Wasser- und Luftkräften, hier quillt es aus der Esse Vulkans empor, dort arbeitet die Luft mit Wärme und Kälte, Regen und Eis langsam aber sicher am Antlitz des Landes. Und nun das fliessende Wasser! Die sanften Böschungen des Hügellandes, die bizarren Felspyramiden der Dolomiten, die abgrundtiefen Kañons des Kolorado, die unterirdischen Landschaften des Karst, die Kulturufer des Nils, sie alle sind sein

Werk. Und der Wind hilft ihm und trägt den Verwitterungsschutt der Felsen zu Tal, füllt die Mulden aus und häuft den Sand der Küste zu Dünenketten auf. Im Hochgebirge aber arbeitet das vereiste Wasser der Gletscher jahraus, jahrein. So ist der jeweilige Landschafts-Charakter der Erde bedingt durch das Ineinander- und Zusammenarbeiten ihrer Teilglieder. Und in ihrem inneren Bau ist es nicht anders.

Und nun die Welt des Lebens! Sie gliedert sich eng dem Erdkörper ein: die Lufthülle ist chemisch so zusammengesetzt, dass Pflanzen und Tiere in ihr leben können, und die Pflanzen hauchen den Sauerstoff aus, den die Tiere nötig haben, diese wieder erzeugen Kohlensäure, das Hauptnahrungsmittel der Pflanzen, beide aber sind auf das Wasser angewiesen, auf Klima und Bodenverhältnisse, denen zufolge sich die Lebewesen gesetzmässig auf der Erde verteilen und vielfach das Landschaftsbild kennzeichnen. So entstehen die Lebensgemeinschaften des Nadel- und Laubwaldes, der Heide, des Moors, der Steppe usw. Welche merkwürdige Verkettung zeigt sich in alle dem, welche harmonische Genossenschaftsbildung, würdig Vorbild der Menschen-Gesellschaft zu sein! — Auch manche Tierformen bilden solche Genossenschaften, man denke an Termiten, Ameisen und besonders Bienen mit ihrer wunderbaren Arbeitsteilung, wobei die Tiere auch ganz andere Tierformen als Gastfreunde usw. aufnehmen (die Ameisen z. B. Käfer). — Noch enger wird die Individualität bei den Tierstaaten, bei Korallen und Schwämmen, bei denen sich jedes Einzeltier auf eigene Faust ernährt, alle aber in Zusammenhang bleiben, ein gemeinsames Gerüst bildend und mit einer alle durchströmenden Ernährungsflüssigkeit: ein wahrer Kommunistenstaat. — Nur kurz sei auf die systematischen Gruppen innerhalb des Tier- und Pflanzenreichs (Klassen, Ordnungen usw.) hingewiesen, sowie auf die Gruppen des Menschengeschlechts (nicht nur Völker- und Staatengruppen, sondern auch Familien, einfache und zusammengesetzte Betriebe usw.).

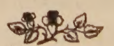
Gehen wir zu den Teilindividuen, den Menschen, Tieren und Pflanzen über, so liegt deren individueller Charakter auf der Hand: sie bilden ein einheitliches Ganzes mit dem Gesetz der Interessengemeinschaft, und sie bestehen aus einer Menge von Teilorganen mit freiheitlicher Einzelausstattung, planmässiger Arbeitsteilung, Unselbständigkeit und Ergänzung zum Ganzen. Jedes Tier zeigt dies, und die Pflanze nicht minder, wobei sich die derselben Arbeit dienenden Organe oft zu Systemen vereinigen. Überall arbeitet das Einzelorgan für das Ganze und damit wieder für sich selbst: die Hand ergreift die Nahrung und führt sie zum Munde, dieser zerkleinert sie und befördert sie zu den Werkstätten der Verdauung, wo sie nach mannigfacher Bearbeitung zum Speisesaft wird, ihn nehmen besondere Organe auf und führen ihn dem Blute zu, dieses strömt in die entferntesten Winkel des Körpers, auch zu jener Hand und ernährt sie, so geniesst sie selbst den Lohn ihrer guten Tat. — Jedoch die Individuationsgliederung hört mit dem Organ nicht auf; denn alle Organe sind zusammengesetzt aus einzelnen Zellen verschiedener Art. Aber auch die Zelle ist gegliedert: Wand, Protoplasma, Kern, Zellsaft mit mannigfachen Inhaltskörpern. Die Zelle bewahrt sich bei der Pflanze eine gewisse Selbständigkeit, die beim Tier im Verband mit anderen mehr oder weniger untergeht. Der Zellkern ist nach unserer heutigen Kenntnis das letzte Individuationselement des lebenden Körpers. Ob das in Wahrheit so ist, oder ob

es an der Leistungsfähigkeit unserer Mikroskope liegt, dass wir nicht weiter sehen, wir wissen es nicht, doch setzt hier nun die Spekulation ein und spricht z. B. von Mizellen als den kleinsten Teilchen des organisierten Stoffes.

Ähnlich ist es mit dem unorganischen Stoff. Zwar gibt es auch hier Individualgestalten von bestimmter Form, die Kristalle, deren Verschiedenheit sich in Lage und Grösse der Flächen und Kanten und in den Winkeln offenbart. Davon abgesehen denkt man sich jeden Stoff physikalisch bekanntlich aus Molekülen und diese aus Atomen bestehend (es mag genügen auf den Aufsatz über die Materie in dieser Zeitschrift Heft 2—5 hinzuweisen). Es ist für den Charakter der Individuation von Bedeutung, dass zwischen den Atomen die grösste Kraftwirkung stattfindet, wie Portig in seinem neuen Werk „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes" so schön nachweist. Ob wir nun wirklich bei Atomen und Elektronen an der Grenze aller Individuation angelangt sind? wer will es sagen?

Wir sehen aus unserer Betrachtung: vom Weltall ausgehend lassen sich die Grenzen des Individuums immer enger ziehen, bis wir zur Zelle des Organismus kommen, aber nicht zufrieden mit dem Sichtbaren, gehen wir noch weiter bis zu den kleinsten Individuen, die wir nur ausdenken können. Das Ergebnis ist also dies, die Natur steht nicht nur unter der Herrschaft des ursächlichen Geschehens, sondern auch unter dem der Individuation: es gibt in ihr kein Wesen, das nicht unentbehrlicher Teil eines höheren Individuums und selbst wieder ein Individuum wäre. Die ganze Natur ist also ein gesetzmässiges und harmonisches Individuationsgewebe nach Form wie Inhalt. Dann aber lässt sich die Welt nicht mechanistisch erklären. Das wäre wohl möglich, falls sie nur ein Über- und Untereinander von Erscheinungen böte, nun zeigt sie aber auch Neben- und vor allem Umordnung, alles ist ein notwendiges Glied eines Ganzen, der Erklärung und Ergänzung durch ein Nebenindividuum bedürftig. Diese Harmonie zu begreifen ist dem nicht möglich, der selbst als endliches und der Erklärung bedürftiges Individuum mitten in der Natur steht, auch dann nicht, wenn sein Geist hinaufgreift bis an den gestirnten Himmel oder hinab bis an die Atome des Stoffes. Ja wohl, das Weltall ist wirklich ein göttliches Gewebe.

E. Dennert.



Das Wider und Für der Gottesbeweise.

3. Der Sinn von Gottes**beweisen.**

Ich kann nicht beweisen, dass die Sonne am Himmel steht. Ich kann sie aber dem Sehenden zeigen. So kann man überhaupt keine unmittelbare Wahrnehmung beweisen. Man muss auf sie hinweisen, um dadurch zur eigenen Wahrnehmung zu veranlassen. Gott kann natürlich keine unmittelbare Wahrnehmung sein, sodass man auf ihn hinweisen könnte. Er müsste ja sonst mit sinnlichen Einzeldingen zusammenfallen. Falls er überhaupt existiert, so muss er den tiefsten Grund des Welt-

alls bilden. Den aber kann man freilich nicht sehen, wie alle tiefen Gründe. Wie unbedacht war daher das Wort jenes Sternkundigen, er habe mit dem Fernrohr den ganzen Himmel durchforscht, aber keinen Gott gefunden!

Was heisst hiernach: das Dasein von etwas beweisen? Es bedeutet: den Zusammenhang des fraglichen Gegenstandes mit der Welt der Tatsachen dartun. Dies muss mithin ein mittelbares Nachweisen sein, durch Folgerungen oder Schlüsse. Ich sage noch nicht, dass es einen Gott gibt. Es handelt sich hier zunächst nur darum, als was man ihn denken muss, wenn er da ist. Jedenfalls doch als den Urheber des Alls. Somit kann sein Dasein und Wesen, wenn überhaupt, allein aus den Wirkungen und Eigenschaften der tatsächlichen Welt erschlossen werden.

Aber, so wendet man ein, du wirst dich doch nicht anheischig machen, ihn mit logischer oder mathematischer Sicherheit beweisen zu wollen?! Gerade dies möchte ich. Wenn etwas nicht in strenglogischer Weise bewiesen ist, so ist es überhaupt nicht bewiesen. Die Folgerung von einem Gliede des Schlusses zum andern muss wissenschaftlich zwingend sein. Oder will man mit der Gewissheit eines mathematischen oder logischen Beweises noch einen andern Sinn verbinden? Der mathematische Beweis ist kein andrer als der logische, nur in seiner Anwendung auf Raum- oder Zeitformen. Etwas logisch beweisen, heisst: es denkrichtig folgern. Die Gewissheit des Gottesbeweises muss daher so gross sein, wie die des mathematischen und logischen Beweises.

Freilich: im Gebiete der reinen Logik oder Mathematik können wir mit unseren Gottesbeweisen nicht bleiben. Denn der Inhalt jenes Gebietes sind blosse Gedanken; Raum- und Zeitformen. In diesem inhaltlich-logischen Sinne ist selbstverständlich kein Beweis für das Dasein Gottes zu führen. Sonst müsste Gott eben ein blosser Gedanke, eine Raum- oder Zeitform sein. Und wir wollen doch gerade Gottes Wirklichkeit, sein reales Dasein beweisen. Merkwürdigerweise meinen nun manche, hierin liege ein Verzicht auf die volle Gewissheit des Beweises. Davon ist vielmehr gerade das Gegenteil der Fall. Ein inhaltlich-logischer oder mathematischer Beweis ist aus den angeführten Gründen zu schwach für einen Wirklichkeitsbeweis. Auf ein höchstes Dasein lässt sich nur aus realen Wirkungen desselben zurückschliessen. Deshalb reicht einzig ein ursächliches Folgern für einen Gottesbeweis zu.

Damit fällt von vornherein der sogenannte „ontologische“ Gottesbeweis fort. Derselbe will aus dem blossen Begriffe Gottes, als des allervollkommensten oder allerrealsten Wesens, sein Dasein erschliessen. Anselm von Canterbury hatte ihn geschaffen, und Cartesius hat ihn erneuert. Aber zum Begriff der höchsten Vollkommenheit gehört ihr Dasein nicht. Keine Brücke führt unmittelbar von blossem Denken zum Dasein des Gedachten hinüber. Daher ist also der ontologische Beweis hinfällig. Gewiss muss ich Gott, wenn er existiert, als das allervollkommenste Wesen denken. Aber dies „Wenn“ steht eben in Frage. Nur demjenigen Dinge ist seine Wirklichkeit mittelbar zu verbürgen, dessen Zusammenhang mit der unmittelbaren Erfahrung nachweisbar ist. Dies führt uns mithin zum kosmologischen Beweise zurück. So stellt sich auch Kants eigener, von ihm als ontologisch be-

zeichneter, Beweis aus dem Jahre 1763 bei näherer Betrachtung als kosmologischer heraus. In diesem werden wir überhaupt die Grundlage aller möglichen Gottesbeweise erkennen. Schliesst er doch in seinem allgemeinsten Sinne die ganze wirkliche Welt ein. Von dieser aus wird man in irgend einer Beziehung auf ihren Schöpfer schliessen müssen, wenn derartige Schlüsse überhaupt angängig sind.

Wie man von jedem Punkte der Peripherie eines Kreises zum Mittelpunkte vordringen kann, so wird der tiefer Blickende auch von jeder Stelle der Welt zu ihrem Mittelpunkte gelangen können. Werden doch sicherlich alle Geschöpfe etwas von der Art ihres Schöpfers mitbekommen haben, aus dessen Kraft und Wesen sie hervorgingen. Doch werden diejenigen, die aus der grösseren Tiefe seines Wesens entsprangen, tiefere Seiten desselben erschliessen lassen. Daher dürfte die aufsteigende Reihe der Lebewesen vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Tier, von diesem zum Menschen immer hellere Spuren der Gottheit zeigen.

Gehen wir demnach zunächst im allgemeinen auf die möglichen Gottesbeweise ein. Wenn man von der Welt auf ihren Urheber schliesst, so kommt einerseits das Dasein des Universums überhaupt und sodann die harmonische Beschaffenheit desselben in Betracht. In jenem ersteren Beweise finden wir den kosmologischen Beweis im engeren Sinne. Dagegen führt die Zweckmässigkeit der Welt im Einzelnen und Ganzen ihrerseits auf die Urheberschaft eines planvoll bildenden Weltkünstlers. Dies ist der sogenannte teleologische (Telos=Zweck) Beweis, welcher die Erkenntnis Gottes aus der Zweckmässigkeit der Welt begründet. Sieht man dann näher auf den Menschen nach seiner geistigen Eigenart, so werden sich soviele Gottesbeweise ergeben, wie Grundbeziehungen des menschlichen Geisteslebens bestehen. Denn diese müssen doch zuletzt von dem Schöpfer hervorgebracht sein. Das Seelenleben im Allgemeinen würde demnach auf einen psychologischen (Psyche = Seele) Beweis führen, welcher Gottes Dasein aus der Seele begründet. Das Vermögen des Menschen zu denken und zu erkennen würde einen logischen (Logos = Denkkraft) Beweis in besonderem Sinne ergeben. Aus der Gesinnung, aus dem Handeln und der Sittlichkeit des Menschen insbesondere würde der moralisch-praktische Beweis für das Dasein Gottes hervorgehen. Die religiöse Betätigung des Menschen würde zu einem spezifisch-religiösen Gottesbeweis hinleiten.

Erst wenn der Mensch sein Innenleben höher entfaltet, entwickelt er, als organisches Glied der Menschheitsgeschichte, sein eigentlich sittlich-religiöses Leben in vollkommener Weise. Daher würden wir die höchste Stufe der Gotteserkenntnis erst in der Geschichte der Menschheit selber zu suchen haben. Unter diesem Gesichtspunkte lässt sich die eigentliche Offenbarung verstehen, als eine geschichtliche Enthüllung der grössten Fülle und Tiefe des göttlichen Wesens. Man sieht: nicht bloss einzelne Punkte der Welt sind es, von denen aus man auf ihren Schöpfer zurückschliessen kann, wenn es überhaupt einen gibt. Vielmehr: die ganze Welt ist ein Gottesbeweis. Wie sollte sich auch der Schöpfer hinter seiner Schöpfung verstecken? Nur in Gott können mithin alle Tiefen und Höhen einer gründlichen Weltanschauung ruhen.

Andererseits aber bilden die Gottesbeweise, entsprechend der Bedeutung der

Natur, der Menschheit und ihrer Geschichte eine Stufenfolge. Auf der niedrigsten, darum grundlegenden Stufe steht der kosmologische Beweis; auf der höchsten der spezifisch-religiöse. Ohne den kosmologischen schweben alle anderen in der Luft. Erheben sie sich aber auf diesem, dann verstärken, ergänzen und vollenden sie ihn. Zugleich erhellt, dass alle diese Beweise dieselbe Erforschungsmethode teilen müssen, nämlich die ursächliche. Denn überall handelt es sich darum, aus irgend einer natürlichen oder geschichtlichen Beziehung der Welt oder der Menschheit auf das Dasein und Wesen Gottes als Ursache zurückzuschliessen.

4. Der Weg der Gottesbeweise.

Damit entsteht dann freilich die bedeutsame Frage: ob hier ein kausaler Rückschluss wirklich berechtigt ist. Sollte dies nicht der Fall sein, dann müsste man zweifellos von jedem Gottesbeweise absehen. Freilich wüsste ich dann nicht, wie man noch einen objektiven Gott irgend erreichen könnte.

Setzt doch selbst jede begründete sittliche Überzeugung von Gott den kosmologischen Beweis voraus. Denn das Gefühl sittlicher oder religiöser Gewissheit führt als Gefühl nicht aus den Grenzen reiner Subjektivität heraus. Es liegt hier ein inneres Erlebnis vor. Ob sich dieses aber auf etwas ausserhalb des Subjektes Existierendes bezieht, kann von innen her nicht ausgemacht werden. Auch die erschütterndsten religiösen Erlebnisse können aus sich selber objektive Beziehungspunkte nicht erschaffen. Dass es diese gibt, ist nur auf einem einzigen Wege mit Sicherheit festzustellen. Nämlich auf dem Wege objektiven Denkens. Sonst bleibt es immer und ewig, auch in derartigen Erfahrungen, bei blossen Selbstaffektionen. Sollen diese mithin aus dem Subjekt heraus auch für andere zu einem Schöpfer der Welt führen, dann muss das Denken, und zwar als ursächliche Folgerung, hinzutreten.

Deswegen ist der kosmologische Beweis sogar die Voraussetzung dafür, dass Christus als die Offenbarung einer objektiven Gottheit gelten darf, also für den Beweis, den ich den „christologischen" nenne. Ich nehme einmal an, dass wir, von einer Aussenwelt absehend, in Christus wenigstens das sittlich vollkommene menschliche Individuum behielten. Nun nimmt der Heiland allerdings ein objektives Dasein des Gottes an, welcher, den Menschen einwohnend, diese zugleich überragt. Aber auch seine Gotteserkenntnis war notwendig menschlich vermittelt. Hatte er doch eine menschliche Seele. Und der religiöse Mensch, bloss als solcher, kann nicht aus seiner Subjektivität heraus. So konnte Christus wohl sein Innenleben verbürgen, aber nicht einen Gott, der dasselbe, als ein objektiver Schöpfer der Welt, überragte[1]). Hiermit tritt erst die volle Bedeutsamkeit des kosmologischen Beweises hervor.

Nun aber kommt das Bedenkliche. Der gewaltige Denker Kant verbietet uns jeden kausalen Rückschluss aus der Welt auf Gott. Demgemäss erklärt seine „Kritik der reinen Vernunft" sowohl den kosmologischen als den teleologischen Beweis nicht für zwingend. Dann können sie uns jedoch nicht viel helfen. Freilich richtet er dafür seinen sogenannten „praktischen" Gottesbeweis auf. Aber der Zugkraft gerade dieses Beweises steht das schon berührte Bedenken entgegen.

---

1) Stand doch sein Glaubensleben mit Israel auf der Voraussetzung der Offenbarung Gottes in seiner Schöpfung.

Denn ich kann eben die subjektive Erfahrung eines inneren Sittengesetzes auf einen objektiven Gesetzgeber nur beziehen, wenn die Objektivität dieser Beziehung kosmologisch verbürgt ist. Sodann aber ist die Gottheit ja nach Kant das absolute Ding an sich. Und als solches ist sie durch eine unausfüllbare Kluft von der gesamten Erscheinungswelt getrennt, von welcher doch auch die sittliche Handlung einen Teil bildet. So bleibt für Kant ein kausaler Schluss aus der Welt auf eine objektive Gottheit, selbst auf sittlichem Wege, folgerichtiger Weise ausgeschlossen. Damit fällt jedoch zugleich das Sittengesetz, also Pflicht und Tugend, Schuld und Unschuld, Gutes und Böses als etwas Objektives dahin. Ja, wenn sich in den Erscheinungen nicht ein inneres Leben und Wesen äussert, daher aus ihnen auch nicht zu erschliessen ist, dann wird die ganze Welt der Erscheinungen zu wesenlosem Schein. So stehen wir vor dem bodenlosen Abgrund der Maja und des Nihilismus.

Machen wir hier einen Augenblick Halt und sehen uns um! Der Weg, der in diesen Abgrund führt, kann der rechte nicht sein. Wovon gingen wir denn aus? Von der Annahme Kants, dass die Welt kein Inneres hat, dass in den Erscheinungen nicht irgend die Dinge selbst erscheinen. Diese Voraussetzung muss demnach irrig sein. Einen ausführlicheren Beweis dafür kann ich hier natürlich nicht geben. Ich verweise auf meine oben angeführten Schriften. Jedoch wird es für unseren Zweck genügen, die Anerkennung einer Innenwelt und damit der Möglichkeit ursächlicher Rückschlüsse aus den Erscheinungen auf sie durch die Ungereimtheit ihres Gegenteils zu bewähren.

Wir wollen nunmehr einen, wenigstens flüchtigen, Blick auf die einzelnen Gottesbeweise werfen; zunächst auf den kosmologischen, als die Grundlage der übrigen.

5. Übersicht über die Gottesbeweise.

a) Der kosmologische Beweis. Als die Offiziere Napoleons einst mit diesem in einer sternenklaren Nacht auf Deck sassen und atheistische Anschauungen äusserten, sprach er: „Sie können reden, soviel Sie wollen, meine Herren, aber wer hat dies alles gemacht?" Damit wies er zum Sternenhimmel empor.

Es ist belehrend, wie ein heller Kopf, ohne sittliche Grundsätze, sich dennoch ausser Stande fühlt, den Schöpfergott zu leugnen. Hieraus ergibt sich ebensosehr die Stärke, wie die Schwäche des kosmologischen Beweises. Zwar verfällt jeder entwickelte, unverbildete Verstand, meist schon unwillkürlich, auf den Schluss von der Schöpfung auf den Schöpfer. Sittliche Folgerungen aber erwachsen hieraus nicht unmittelbar. Eine solche Einsicht verbürgt deshalb auch keineswegs ohne weiteres den eigentlichen Glauben, nämlich die Gemeinschaft der sittlichen Persönlichkeit mit Gott.

Versuchen wir jetzt die Wahrheit des kosmologischen Beweises, den der gesunde Verstand mit innerlicher Anschauung erfasst, kurz zu begründen. Kein Vernünftiger leugnet heutzutage den einheitlichen Zusammenhang alles Geschehens im Universum. Das Gesetz der Schwere bindet alle Weltkörper zusammen, indem es Masse zur Masse zieht. Und gar das Gesetz der chemischen Wahlverwandtschaft vereinigt verschiedene Atomindividuen zu neuen einheitlichen Organisationen. Für uns genügt hier die Tatsache der durchgängigen gesetzmässigen Wechselwirkung aller Teile des Weltalls. Man bezeichnet sie bekanntlich als „Naturgesetzlichkeit". Be-

rücksichtigt man aber dabei den Umstand, dass die Gesamtsumme der physischen Kräfte stetig sich selber gleich bleibt, so spricht man von Erhaltung der Kraft oder der Energie. Es gilt nunmehr bloss, sich über die Bedeutung dieser Tatsache klar zu werden und ihre Folgerungen zu ziehen.

Wären die einzelnen Dinge blos einzelne; bestände nicht eine geheime Beziehung zwischen ihnen: dann gingen sie sich eben nichts an. Dann würden die Wirkungen jedes Einzelnen als Äusserungen seines Inneren für sich verlaufen, ohne irgend auf ein anderes einzelnes Ding einzuwirken. Dies geschieht aber tatsächlich. Die Sonne scheint. Da schmilzt der Schnee. Wasser berührt Eisen. Da rostet dies. Ein Stück Kalium fällt ins Wasser. Da fährt es als feurige Kugel auf dem Wasser umher und wird zu Kali. Schwefel und Quecksilber geraten bei entsprechender Temperatur zusammen. Da entsteht aus beiden Zinnober. Wir sehen: überall hat hier die Änderung in dem Verhalten eines Dinges die Änderung in dem Verhalten des anderen Dinges zur Folge.

Eine derartige „Wechselwirkung" äusserlich getrennter Dinge untereinander kann jedoch nur der Ausdruck dafür sein, dass sie innerlich etwas miteinander gemein haben. Es muss eine Beziehung geben, welche die an sich getrennten Dinge miteinander verknüpft. Und diese Einheitlichkeit des Wirkens tritt nun nicht bloss hier und da auf. Sie ist vielmehr eine durchgängige. Das Gesetz der Schwere wirkt bis in die äussersten Weltfernen, und nichts entzieht sich seiner Wirksamkeit. So wird das gesamte Weltall durch Wechselwirkung zur Einheit verbunden (vergl. S. 169). Da nun jede Wirkung von einem Träger, als ihrer Ursache, ausgeht, so muss auch eine Gesamtursache die Wirkungsgemeinschaft aller einzelnen Dinge hervorbringen. Damit ist also ein Weltinneres, eine Weltseele gewonnen. Aus ihr allein ist die Einheit der Naturgesetze begreiflich.

Hier liegt die Wahrheit dessen, was die Stoiker, was Parmenides, was schon die Brahmanen geahnt haben. Und zwar hat sich uns diese Weltseele zunächst nach ihrer triebhaften, willenhaften Seite dargestellt. Wir haben es ja mit einem inneren Wirken zu tun, welches sich in der Wechselwirkung äussert. Dieses als solches darf man als „Willen", in allgemeinster Bedeutung, bezeichnen. In diesem Sinne hat Schopenhauer recht wenn er einen Gesamtwillen als Grund der Welt aufstellt. — Die weitere Frage ist nun, ob die Einheit dieses Allwillens, als unbewusste, wie Schopenhauer und Ed. von Hartmann meinen, oder als bewusste, bezw. selbstbewusste zu denken ist. Die Antwort wird leichter, wenn wir zuvor den kosmologischen durch den teleologischen Beweis ergänzen.

b) Der teleologische Beweis. An sich kann dieser uns höchstens bis zum Weltkünstler, aber nicht zum Weltschöpfer bringen. Auch haftet ihm das Missliche an, dass uns in der Welt zwar vieles Zweckvolle, aber auch manches scheinbar Zwecklose oder gar Zweckwidrige entgegentritt.[1]) Alle diese Mängel verlieren ihr Gewicht,

1) Je weiter aber die Naturforschung fortschreitet, desto mehr erkennt man die durchgängige Zweckmässigkeit der Welt. Das bürgt uns doch wohl dafür, dass das sogenannte Zwecklose sich noch einmal bei höherer Naturerkenntnis als Zweckmässiges herausstellen wird. Jedenfalls möchte dies doch wohl heute schon sicher sein, dass es „Zweckwidriges" nicht in der Natur gibt. D. H.

wenn wir den teleologischen Beweis nur zur Verstärkung und Ergänzung des vorausgeschickten kosmologischen heranziehen. Denn wenn einmal die in allen Dingen wirkende einheitliche Weltseele feststeht, so ist es klar, dass dieser auch alle in der Welt vorhandene Zweckmässigkeit zuzuschreiben ist. Die Zweckbeziehung ist ja selbst nichts anderes als die Ursächlichkeit unter dem Gesichtspunkte eines einheitlichen Zieles. Im Hinblick auf dieses werden sämtliche Wirkungen zu Mitteln desselben. Ist aber alles Zweckmässige das Werk dieser Gesamtursache, dann ist die durchgreifende Planmässigkeit ihres Wirkens, selbst wenn man einige Zweckwidrigkeiten zugeben müsste, dennoch eine unermessliche.

c) Rückschluss aus dem kosmologischen und teleologischen Beweise auf die Persönlichkeit Gottes. Allerdings steht für dieses zweckmässige Wirken der Weltseele nicht ohne weiteres Bewusstsein und Selbstbewusstsein derselben fest. Und doch würde erst ein selbstbewusstes Wirken aus ihr einen wahrhaft geistigen Urheber machen. Indessen kann ja nach dem Gesetze der Ursächlichkeit in der Wirkung nicht mehr sein als in der Ursache. Denn die Wirkung ist nur die Äusserung der letzteren. Nun gibt es erfahrungsgemäss auch solche Wirkungen, die wir als selbstbewusste, also eigentlich „geistige“ ansehen. Die Einzelursachen derselben nennen wir Geister. Jeder Mensch erlebt hundertfältig an sich selbst und anderen selbstbewusste Betätigungen. Äussert demnach in diesen die Allursache ihr eigenes inneres Leben, so muss diesem Leben auch das Selbstbewusstsein zugeschrieben werden.

Vielleicht wirft man nun ein, hiermit sei nur erwiesen, dass die Weltseele im Menschen zum Selbstbewusstsein komme. Gleichzeitig scheine sie es jedoch in den Tieren bloss bis zu einem Bewusstsein und in den Pflanzen und Steinen sogar nur zu einem dumpfen Dasein zu bringen, welches man kaum mehr als Leben bezeichnen könne. Dieser Einwurf trifft nur die Oberfläche. Man vergisst dabei, dass die Weltseele in sich eine Einheit ist, und dass das Selbstbewusstsein nur dem einheitlichen Träger als solchem zukommen kann. Ist mithin der letzte einheitliche Träger des Weltwirkens nach irgend einer Richtung hin selbstbewusst, dann muss er überhaupt selbstbewusst sein. Denn wenn einmal ein einheitliches Leben von sich selber weiss, so kann es nicht zugleich nicht von sich selber wissen.

Verhält sich Gott also in dem ausgereiften Menschen als selbstbewusst, so kann ihm das Selbstbewusstsein auch in denjenigen Betätigungen nicht fehlen, in welchen dieses gewissen einzelnen Wesen, wie den Pflanzen und Tieren, abzusprechen ist. Hier liegt nur eine Schranke für die einzelnen Wirkungsträger. Deren Wirkungen sind nur gleichsam als Teilwirkungen des Gesamtwirkens anzusehen. Das kann aber nicht eine Schranke des Gesamtlebens selber bedeuten, welches alle Einzelwirkungen als deren Einheit zusammenfasst.

Jedoch gibt es Leute, die der Weltseele als solcher nur die Potenz, die Fähigkeit oder Anlage zu einer selbstbewussten Vernunft beilegen wollen. Jene verwirkliche sich aber nur in den einzelnen Menschen. Indessen ist tatsächlich die Wirkung der Gesamtintelligenz in jeder geistigen, selbstbewussten Bewegung nicht nur potenziell (d. h. zur Tätigkeit befähigt), sondern aktuell (selbsttätig) vorhanden. Nun ist doch die Wirkung nichts anderes als die Äusserung des gegenwärtigen inneren

Lebens. An diesem haftet sie sogar einzig. In der Wirkung stellt sich das Innere eben nach seinem Wesen selber dar. Somit geht die ganze Summe selbstbewusster Intelligenz, wie sie sich in allen Formen des Raumes und der Zeit ausbreitet, auf die selbstbewusste Wirksamkeit der Weltseele als ihren letzten einheitlichen Träger zurück.

So haben wir denn mit dem selbstbewussten Allwillen die Persönlichkeit Gottes im eigentlichen Sinne, wenigstens in formeller Hinsicht, gewonnen. Denn der Klardenkende versteht unter Persönlichkeit die Selbständigkeit geistigen Lebens.[1]) Wir können diese in einem gewissen Masse den Menschen zusprechen. Aber auch deren seelische Selbständigkeit ist doch nur eine beziehungsweise, bedingte, eingeschränkte. Der Einzige, dem wir sie ohne Einschränkung zuerkennen dürfen, ist der Welturheber. Dieser allein ist als solcher in keinerlei Hinsicht von seiner eigenen Schöpfung abhängig.

Erwägen wir nun die Fülle, Grösse und Erhabenheit geistigen Lebens, das dem Erzeuger, Träger und Umfasser der Gesamtintelligenz eignet, so steht der Verstand stille, und wir beten staunend an. So erst erhalten wir auch die rechte Stellung zu dem teleologischen Beweise. Zeigt sich der Weltwille im Grossen mit einer so unermesslichen Intelligenz verbunden, dann würde es beschränkt und anmassend sein, wollte der Mensch die scheinbaren Lücken der Weltzweckmässigkeit allzu weise bemängeln. Er bildet ja selbst nur einen unendlich kleinen Teil jener Gesamtintelligenz. Ja, er vollführt seine Bemängelung nur in der Kraft der göttlichen Weissheit, die er bemängelt.

Dieser Allweisheit werden wir nunmehr auch zutrauen dürfen, dass ihr letztes Ziel mit Welt und Menschheit ein wertvolles sein, genauer: dass es den höchsten und grundlegenden Wert aller Werte darstellen wird. Werte gibt es nur für fühlende Seelen. Wenn Menschen von höchsten Werten oder Gütern sprechen, so können sich diese zunächst nur auf ihr eigenes Heil beziehen. Hat nun der Weltgeist mit seiner Schöpfung und Regierung wirklich das höchste Heil der Menschen, also die Erreichung ihrer spezifisch menschlichen Bestimmung, im Auge? — Zwar kann man schon aus der durchgehenden Einheit der höchsten Zwecke, Ideen und Ideale des Menschen eine erhabene Güte des Schöpfers ahnen. Die mögliche Sicherheit dafür kann jedoch nur der „moralische" Beweis gewähren.

d) Der moralische Beweis. Damit betreten wir also das Gebiet des Geistes des Menschen und der Menschheit, als einer sich geschichtlich entwickelnden Grösse. Kant kennt eine unbedingte Pflicht und dementsprechend eine unbedingte Tugend des Menschen. Diese Unbedingtheit darf nur anthropologisch, das heisst vom Standpunkte wahren Menschentums aus, verstanden werden. Die Sittlichkeit des Menschen kann zuletzt nur die volle Entwicklung seiner wahrhaft menschlichen Anlage bedeuten. Eine Pflicht, die für den Menschen durchaus jenseitig wäre, würde einen Willen Gottes ausdrücken, der nicht in den Menschen einginge. Das wäre mithin ein phantastisches und ungereimtes Ziel. Die Lösung der Schwierigkeit wird

1) Die „Persönlichkeit" Gottes ist ein so wichtiger Begriff, dass wir ihn, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus, demnächst eingehender behandeln werden, als es in diesem Zusammenhang möglich ist. D. H.

darin liegen, dass die Gottheit selber das Wesen des Menschen in seiner Tiefe umfasst, und dass das Ziel seiner Entwicklung die Vergöttlichung ist. So allein kann Gottes Wille unbedingt den menschlichen Willen bestimmen. So allein kann Gottes Gesetz Gesetz des Menschen sein. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron“ — sagt Schiller. Kurz: die göttliche Bestimmung des Menschen muss der zu entwickelnden sittlichen Anlage entsprechen.

Der „moralische“ Gottesbeweis schliesst nun von dieser sittlichen Bestimmtheit auf den Allurheber, als den Setzer derselben, zurück. Voraussetzung ist also hier: Der Mensch hat eine sittliche Bestimmung, d. h. er kann seinen eigenen Zweck nur in dem sachgemässen Verhältnis zum Ganzen und zur Menschheit verwirklichen. Dies sachgemässe Verhältniss aber besagt: Der Mensch ist durch das Ganze und insonderheit durch die Menschheit erzeugt und wird durch dieselbe dementsprechend in umfassender Weise bedingt. Er verdankt ihr Entstehung, Bestand und wahrhaft menschliche Entwicklung. Die dementsprechende Gesinnung des Einzelnen kann daher nur die Anerkennung dieser Lage und die Selbstbestimmung nach ihr sein. Diese aber drückt sich in altruistischer (d. h. selbstloser), sozialer und humaner (menschheitlicher) Denkart aus. Einzig Nächstenliebe und Menschenliebe werden der wahren Stellung des Menschen zur Menschheit gerecht.

So wird man denn auf dieser höchsten Stufe menschlicher Geistesentwicklung in der sittlichen Qualität des wahren Menschentums das spezifisch Göttliche erkennen dürfen. Der persönliche Weltgeist wohnt den Geistern der Menschen, als der Geist des Ganzen, ein und wirkt in ihnen auf Zusammenschluss zu sittlicher Gemeinschaft hin. Er verbindet die Einzelnen durch das Band der Liebe. Diese Gemeinschaft des Lebens, Strebens und Handelns der Menschen aber bedingt und vermittelt die Verwirklichung ihrer gemeinsamen höchsten Ziele.

Was Kants moralischen Beweis insbesondere betrifft, so müsste das Inwohnen des allwirkenden Gottes auch in der sittlichen Bestimmung des Menschen mehr hervorgehoben werden, als er es tut. Denn zuletzt ist es eben Gott, der, wie Paulus sagt, Wollen und Vollbringen des Guten wirkt; trotz der relativen Selbständigkeit menschlichen Tuns. So stellt sich demnach das „Gute“, welches den Menschen über die ganze Schöpfung erhebt, als das spezifisch Göttliche dar. Es bezieht sich ja unmittelbar auf die Übereinstimmung der Gesinnung mit dem Willen Gottes. Es bedeutet die Mitarbeit des Menschen am göttlichen Weltziele. Damit ist Gott zugleich als der Urheber und Gesetzgeber der sittlichen Welt erwiesen. Auch hiervon haben die Weisesten unter den Indern und Griechen etwas geahnt. Plato lässt von der Sonne des Guten, als des Göttlichen, alles Licht über die Welt ausströmen.

e) Der christologische Beweis. Die höchste Bewährung aber empfängt auch der moralische Gottesbeweis erst durch den „christologischen.“ Die Allgüte Gottes beweist sich nicht in gleicher Fülle in der gesamten Geschichte der Menschheit. Nur im sittlich-religiösen Mittelpunkte der Geschichte ist dies der Fall. Schon geschichtliche Persönlichkeiten, wie Moses, Buddha, Zoroaster bilden Höhepunkte menschlicher Lauterkeit und Gottinnigkeit. Die Zentraloffenbarung des Göttlichen

erzeigt sich jedoch erst in der Persönlichkeit Christi. Hier tritt zum ersten Male schöpferisch und endgültig eine sittlich vollkommene, auf die Liebe als ihr höchstes Ziel gerichtete, Persönlichkeit in die Geschichte. Sich selber und seinem himmlischen Vater bis in den Tod getreu, stellt Jesus der Menschheit, unter den furchtbarsten Hemmungen und Anfeindungen, dar, was vollkommene Sittlichkeit und sich selbst opfernde Liebe bedeutet und wert ist.

Dies wäre jedoch nur ein Beweis der Möglichkeit und Wirklichkeit vollkommener Güte in der sündigen Welt. Zum Gipfel der Gottesbeweise wird das Leben dieses heiligen Menschen erst, wenn man eines hinzu nimmt. Jesus war sich bewusst, alle Tugend und Kraft zum Guten nur aus dem Geiste seines Vaters, des Herrn Himmels und der Erde, zu schöpfen (Matth. 11, 25) und die sittliche Vollkommenheit allein durch unbedingte Befolgung des göttlichen Willens zu erreichen. Noch mehr: unser Herr wusste sich von Gott dazu berufen, dessen Liebe den Menschen durch Wort und Leben zu offenbaren, ihnen durch Einflössung seines göttlichen Lebensgeistes Kraft zu einem neuen göttlichen Leben zu verleihen und ihnen so in der persönlichen Willensgemeinschaft mit Gott das Heil zu bringen. Hiermit wird Christus, durch die Aufrichtung des Reiches Gottes, das vollkommene Werkzeug seines Heilswillens: der Heiland. So erblickt jeder nach dem Guten strebende Mensch, dem die göttliche Grösse, Vollmacht und Sendung des Gottessohnes aufgeht, in diesem den Vater selbst.

Damit erhält er jedoch einen so lebens- und kraftvollen Beweis für das Dasein des persönlichen Gottes, wie er sonst nicht vorhanden ist. Er wird vielmehr selbst zum Kinde Gottes, welchem das Dasein des Vaters nicht mehr bewiesen zu werden braucht. Gegenüber einem so durchschlagenden Beweise der Tat und des Lebens müssen die übrigen Gottesbeweise als dürftig, ja fast als nichtig erscheinen. Erst jetzt werden wir des tiefsten Wesens Gottes, nämlich seiner Liebe, so gewiss, dass uns die scheinbaren Gegengründe aus Natur und Geschichte und aus dem eigenen Leben nicht mehr irre zu machen vermögen. Denn Christus führt uns zum lebendigen Gotte selber, in dessen Hut wir uns für Zeit und Ewigkeit geborgen wissen. Bei alledem tragen die früheren Beweise dazu bei, ja, ermöglichen es in gewisser Hinsicht, dass der letzte Beweis seine ganze Kraft entfalten kann.

Paul Schwartzkopff.



Lachen und Lächeln.

Niemand wird wohl das Lachen nur von der prosaischen Seite der Muskeltätigkeit ansehen! Warum nicht? nun weil Herz, Seele, Gemüt, alles, alles mit dabei beteiligt ist. Das ironische Lächeln, welches bei vorstehenden Worten auf manchem Gesichte erscheint, widerlegt diese Annahme schon, denn es ist der Ausfluss kritischer Gedanken.

Unser Leben würde ein gut Teil ärmer und freudloser sein ohne das Lachen, was man gleichsam die Begleitung zu den Melodien der Freude nennen kann.

Was für ein langer Weg liegt zwischen der ersten fröhlichen Aufforderung an das strampelnde, sonnige Kindlein: „Lache doch einmal!“ und dem letzen Abschieds-lächeln des müden, heimfahrenden Menschen! Wie unbewusst das erste, wie bewusst und vielseitig das letzte. Ich sage „vielseitig“, denn was belächelt der für die Ewigkeit reife Mensch? Den ganzen eitlen Kummer, das hastige Ringen und Jagen nach Glück, die vergängliche und vergangene Lust. Es ist alles nicht mehr wert an der Tür der Ewigkeit als ein Lächeln. Das Lachen ist hauptsächlich das Vorrecht der Jugend, es ist aber auch eine Macht, die oft stärker ist als der Mensch selbst. Ich erinnere mich noch von meiner Kinderzeit her des väterlichen Wortes, welches wie ein Donnerschlag in die Gemüter fiel: „Kinder, seid jetzt still, ich will schlafen!“ Es ist nach Tisch; jedes Kind hat einen Apfel in der Hand, Papa legt sich aufs Sofa. Mama, welche an die Erfahrungen der Vergangenheit denkt, sagt etwas zaghaft: „Aber, bester Fritz, willst du nicht lieber nach oben gehen?“ Papa aber hört auf dem rechten Ohr schlecht und hat sich aufs linke gelegt, und so verhallt diese schüchterne Vorstellung ungehört. Jetzt ist es aber, als wären die neun sonst ganz leidlich artigen Kinder neun Kobolde geworden. Eines fängt an zu kichern, das zweite versucht mit schwachem Erfolg es zu unterdrücken, das dritte prustet vornehmlich, das vierte muss lachen, und so geht's fort. Mama winkt ängstlich mit der Hand, Papa aber erhebt sich sehr ärgerlich, und es gibt ein vorübergehendes Gewitter, worauf er sich wieder hinlegt. Ganz verdutzt stehen die Kinder da, sie haben jetzt den redlichen Vorsatz nicht zu lachen. Aber Unglück schläft nicht, das Kleinste kräht plötzlich ganz laut und steckt den Fuss in den Mund. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass der kleine Blondkopf es tut, jetzt aber durchbricht dieses Ereignis alle Schranken der Rücksicht. Ein schallendes Gelächter ertönt, Papa erhebt sich, ist ernstlich böse, Mama wagt noch einmal den Anfang der schüchternen Vorstellung: „Ja, aber Fritz, ...“ die Tür hat sich hinter dem besten der Väter geschlossen. Es tat uns allen so leid, ja, es war eigentlich unbegreiflich, dass wir lachten, jetzt sind wir ganz ernsthaft; wir könnten mit dem besten Willen nicht lachen, es ist auch gar kein Grund mehr dazu vorhanden, — wie wunderbar! — Denkst Du noch an die Schule? Der Lehrer unterrichtet, er verspricht sich in sehr auffallender Weise, ohne es zu merken; da hinten sitzt ein kleiner Junge mit gelben Haaren, er muss lachen. „Wer hat gelacht?“ ruft der Lehrer voll Zorn in die jetzt totenstille Klasse hinein, „ich will es wissen, wer hat gelacht?“ — Der arme kleine Übeltäter ist noch zu unverdorben, um nicht glühend rot zu werden, und den Lehrer erbarmt dieses tugendhafte Erröten; er gehört nicht zu den Tyrannen, welche mit anatomischer Genauigkeit der Sache bis auf den Haselstock nachgehen, und begnügt sich für diesmal mit der nicht ganz neuen, logischen Bemerkung, dass in der Schule nicht gelacht wird. Ich erinnere mich der Freundschaft einer jüngeren Schwester mit dem Nachbarskinde. Wenn man über die kleine, braune Thea sprach, so lächelte mein Bruder, der Primaner; es sollte überlegen sein, aber es war verlegen, und dieses Lächeln sagte mir alles. Er hat später das Lachen verlernt am Grabe dieser Liebe.

Man sagt, dass ein trübseliger Mensch ansteckend wirke, man kann das von

einem lachenden Menschen mit noch grösserem Rechte sagen. Gegen den Trübsinn gibt es Waffen, gegen das herzliche, fröhliche Lachen aber nicht.

Ist es Dir nicht schon oft so ergangen, dass Du in einer Gesellschaft mit jungen Leuten zusammen warest? Diese lachten, Du selbst unterhieltest dich ehrsam über Schafzucht oder Innungen, plötzlich ergriff es dich unwiderstehlich, Du lachtest laut mit und fragtest dann post festum: „Warum lacht Ihr eigentlich!“ Wenn ich von der Unwiderstehlichkeit des Lachens rede, so meine ich natürlich nur das harmonische, das in seinen Schranken bleibende, und es sind zarte, enge Schranken, die Schranken des Lachens. Ein wenig zu laut, und der ganze Mensch ist uns ein anderer. Ein junger Mensch der überlaut lacht, hat keine Erziehung gehabt. Es ist etwas Unedles in dem lauten Lachen, es berührt das Ohr ebenso peinlich, wie wenn das Auge von etwas Unschönem, Verkrüppeltem getroffen wird. Menschen, die immer lachen, sind unerträglich. Das Lachen muss Feiertagsgenuss in der Alltäglichkeit des Lebens sein. Es ist etwas, was der Mensch vor dem Tiere voraus hat, also etwas spezifisch Menschliches. Und nun noch das Lächeln! Es ist weniger als Lachen, aber es steht viel höher. Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der unwissentlich in der Befangenheit eine grosse Dummheit sagt. Die meisten hätten vielleicht laut gelacht, aber der andere, dem der Unglücksmensch sie diesmal vorgetragen hat, lächelt nur ein wenig, wirklich man merkt es kaum, und er legt jenem dabei die Hand auf die Schulter und tut, als wenn nichts vorgefallen sei. Der Unglücksmensch empfindet tief, was er gesagt und getan, aber auch, dass es noch heute barmherzige Samariter gibt. Und dann die Armen, die Bedrängten, die Verstossenen, in deren Antlitz nie der Sonnenschein des Lachens kommt, wie wohl tut ihnen ein milder Strahl dieses Lichtes, ein freundliches Lächeln, welches eben für sie gelächelt ist. Es mag sich jeder an den ersten grossen Kinderschmerz und an das lächelnde Antlitz der Mutter erinnern, als er sich in ihre Arme warf, war dieses Lächeln nicht die Gewissheit des Trostes? — Wir wollen das Lachen und das Lächeln als etwas Gottgegebenes ansehen, dankbar annehmen und bewahren. Gott aber schenke uns, dass unser letztes auf dieser Erde ein seliges Lächeln sei. —

M. Rüdiger.



Der Bienenstaat.

I. Bisherige Auffassungen des Bienenstaates und verschiedene Versuche, das Bienenleben zu erklären.

Der Name, den die Deutschen dem so wunderbaren Naturgebilde der Bienenkolonie gegeben, „Bienenstaat“, ist schon ein deutlicher Beweis dafür, dass wir Deutsche, die wir seit uralten Zeiten einen aufgeschlossenen Sinn und ein reges Interesse für die Wunder der Schöpfung Gottes haben und mit der umgebenden Natur, wenn ich so sagen soll, stets „auf du und du“ gestanden haben, die Bienenwelt

auch nach den Vorbildern menschlicher Denkformen, sozialer, gesellschaftlicher und staatlicher Einrichtungen zu erklären gesucht haben. Schon in früheren Jahrhunderten, da man noch nicht so tief in die wunderbaren Geheimnisse der Lebenserscheinungen und -gesetze der Bienenkolonie eingedrungen war und noch sehr unzutreffende Vorstellungen von der inneren Organisation des Gesamtwesens hatte, das wir heute „Bien“ nennen, wurden den einzelnen Gliedern des Bienenstaates Namen beigelegt, die auch ihren Ursprung aus der menschenähnlichen (anthropomorphistischen) Betrachtungsweise nicht verleugnen. So hiess das Wesen, das den Herzpunkt des ganzen Biens darstellt, damals Weisel oder Weiser, ein Name, der uns in übertragenem Sinne in einzelnen deutschen Sprachgebieten auch heute noch begegnet, wo er platt „Wiesel“ lautet und so viel bedeutet, wie ein aussergewöhnlich regsamer Anführer, der alles klug einzurichten versteht und bei der Ausführung eines Planes stets an rechter Stelle erscheint und vorangeht. Wer die Bedeutung dieses eigenartigen Wortes kennt, dem leuchtet es auch sofort ein, warum man gerade das bevorzugteste und wichtigste Glied der Bienenkolonie „Weisel“ oder „Weiser“ genannt hat: der Weisel ist der Heerführer des Bienenschwarmes, der seinen Getreuen voranzieht, der die rechte Stelle des Wohnsitzes aussucht, der alles planvoll leitet, der im neuen Wohnraum jedes Glied an seinen Platz stellt und ihm seine besondere Arbeit zuweist, kurz der spiritus rector, der „Chef vom Ganzen“, von dem das Wort zutrifft: „dass sich ein grosses Werk vollende, genügt e i n Geist für tausend Hände“, — und dieser Weiser war und ist ja auch im regelrechten Bien nur im Singular zu finden. Später ist dieser Heerführer der Bienen, gleichsam sein Herzog, der Weisel, befördert worden und zwar unter Überspringung des damals offenbar noch nicht eingeführten grand duc Napoleons, der Grossherzogswürde, zur — Königin. Was sonst wohl nicht wieder in der Weltgeschichte sich ereignet, das hat sich in der Geschichte der Bienenkunde zugetragen, eine Geschlechtsveränderung infolge von Beförderung. Früher hielt man die jetzige Königin für einen sehr „männlichen“ Herzog und jetzt hält man den männlichen Herzog der Bienen für eine sehr „weibliche“ Königin.

Von diesem Standpunkte der Betrachtung des Biens aus regelte sich nun auch von selbst die Stellung, welche den übrigen Gliedern des Biens, die nicht in der Einzahl, sondern in grosser Menge vorhanden sind, angewiesen wurde. So wurden die Glieder, welche aus den Blüten Nektar und Ambrosia, Honig und Blütenstaub (Pollen), in den Stock eintragen, A r b e i t s b i e n e n, auch Trachtbienen genannt. Der alte lüneburger Haidimker hat ihnen einen noch viel ehrbareren und prosaischeren Titel verliehen, er nennt sie „Flugvieh“. Um diesen Schandfleck von dem Ehrenschild der Biene wieder abzuwischen, haben die Poeten die fleissigen Sammlerinnen des Bienenstocks als des „kleinen Mannes Weidevieh“ bezeichnet, und da auch das noch nicht poetisch genug war von wegen des „Viehs“, nennt man sie heute, um zu zeigen, dass man auch die Bedeutung des Minnedienstes kennt, den die Bienlein den von ihnen besuchten Blüten durch Befruchtung derselben erweisen, — des Landmanns Heinzelmännchen. — Mögen wir sie sonst nennen, wie wir wollen, zuletzt bleibt es doch dabei, dass diese Wesen dem „Arbeiterstand“ angehören, also nach modern-sozialistischer Auffassung die Proletarier des Bienenvolkes sind.

Aber wo bleiben denn nun die oberen Zehntausend im Bienenstaate, die zwischen dem Träger der Krone und dem Proletariat stehen und der satten Bourgeoisie angehören? Auch die gibt es, wenigstens nach der Ansicht moderner Bienenkundiger. Sie heissen allgemein die Drohnen, die nach Wilhelm Busch „gefrässig, dick und faul und dumm“ sind und „ganz umsonst im Hause wohnen.“ Unsere Vorfahren waren von solchen sozialistischen Vorurteilen noch nicht angekränkelt und konnten sich nicht denken, dass es im Bienenstaate oder sonst wo Wesen gebe, die „umsonst“ sind. Deshalb betrachteten sie die Drohnen nicht als das, was sie in Wirklichkeit sind, die Vatertiere für das Muttertier „Königin“, sondern als weibliche Wesen gleich den Arbeitsbienen, die nur ein besonderes Tätigkeitsgebiet inne hatten: die einen liessen die Drohnen Wasser tragen, andere die Brut wärmen, wieder andere stempelten sie zu Maurerpolieren, und damit auch der Humor nicht fehle, gab es sogar Bienenkenner, welche die Drohnen wegen ihres dröhnenden Brummens beim Fliegen offiziell zu Bienenstaatsmusikanten ernannten, welchen die angenehme Pflicht oblag, zur Unterhaltung der emsig tätigen Arbeiterscharen zu „summen und zu brummen.“

Die frühern Bienenforscher liessen es, wie wir soeben gehört, im Bienenstaate sehr gemütlich zugehen; denn die Kultur, die heute alle Welt beleckt, hatte sich damals auf die Bienenwelt noch nicht ausgedehnt. Man betrachtete den Bienenstaat als eine in sich geschlossene Einheit, in welcher freilich auf unerklärliche und äusserst wunderbare Weise die verschiedenen Wesen einträchtig bei einander wohnten und sich gegenseitig zum Besten dienten, wo jedes Glied und darum alle Glieder ohne Unterschied eine bestimmte Arbeit zu erfüllen haben zum Wohl und zur Erhaltung des Ganzen und wo ebenso das „Regieren“ wie das „Wasserholen“ oder „Musizieren“ zu den unentbehrlichen und nutzbringenden, keineswegs zu den „umsonstigen“, zwecklosen Tätigkeiten gehörte. Und nun, weil das heutzutage nicht mehr etwas Selbstverständliches, sondern Aussergewöhnliches ist, wollen wir rühmend hervorheben und anerkennen, dass die Bienenväter und Bienenforscher früherer Jahrhunderte im Bienenstaat ein staunenswertes Wunder göttlicher, schöpferischer Allmacht, Weisheit und Liebe erblickten, das sie mit zarter, frommer Scheu anschauten und das sie wie einen heiligen Gottessegen des Hauses hegten und pflegten.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schlug für diese naiv-sinnige Auffassung und Betrachtungsweise des Bienenlebens die Todesstunde. Dr. Dzierzon, einem katholischen Pfarrer in Schlesien, war es gelungen, die Bienen dazu anzuleiten, ihre Waben, das sind die Wachszellen, welche als Brutwiegen und als Vorratskammern dienen, an schmale Brettchen anzubauen dergestalt, dass er dann jede einzelne Wabe samt dem Brettchen zu Beobachtungs- oder anderen Zwecken herausnehmen und auch wieder an die ehemalige Stelle einhängen konnte. In der Imkersprache sagt man: Dr. Dzierzon hat die bewegliche Wabe oder die Mobilbienenzucht erfunden. Damit waren zugleich die Siegel gelöst, die bis dahin die Geheimnisse der Bienenwelt verschlossen gehalten hatten, und es begann ein emsiges Forschen und Suchen, Beobachten und Experimentieren in dem Bienenstock und mit den Bienen, wie es keine Zeit vorher gesehen hatte. Man kann diese

Zeit von 1850—1870 wohl die klassische Periode der Bienenforschung nennen. Die wichtigsten Erkenntnisse über die Entstehung der einzelnen Bienenwesen, über ihre eigenartigen Tätigkeiten, über die Gesetze der Entwicklung der verschiedenen Triebformen sind in dieser Zeit gewonnen worden. So wurde die Königin als die Mutter aller Glieder des Biens, welche die Lebenskeime für alle entstehenden Einzelwesen in die Zellenwiegen des Brutnestes legt, erkannt und damit ihr weiblicher Geschlechtscharakter für alle Zeiten feststellt; so wurden die Drohnen als die nur zu gewissen Zeiten kurz vor der Schwarmperiode auftretenden Männchen erwiesen, deren vorzüglichster, vielleicht einziger Zweck in der Befruchtung der vor dem Schwärmen erzeugten jungen Königinnen besteht; so wurden die sogen. Arbeitsbienen in ihren Tätigkeiten scharf und eindringlich beobachtet, und es wurde gefunden, dass sie sämtliche vorkommenden Arbeiten, welche zur Erhaltung der ganzen Kolonie nötig werden, vollbringen, und dass sie ihrem Ursprung und ihrer anatomischen Beschaffenheit nach weibliche Wesen mit verkrüppelten Eierstöcken sind.

Grosses Aufsehen erregte damals in den Kreisen der Naturforscher die Lehre von der Entstehung lebender Wesen aus unbefruchteten Eiern (Parthenogenesis), welche im Bienenstaate als Tatsache deutlich aufzuweisen war, da ja die Drohnen sämtlich aus Eiern entstehen, welche ohne von männlichem Zeugungsstoff berührt zu werden, von der Königin oder auch, unter abnormen Verhältnissen, von Arbeitsbienen, sog. Drohnenmütterchen, gelegt werden.

Gewiss hat die bewegliche Wabe Gelegenheit geboten, eine grosse Menge dunkler Fragen über das Bienenleben zu beantworten, viele Irrtümer sind berichtigt worden, zahlreiche neue Gesetze sind erkannt und zum Teil erklärt worden, aber je mehr man forschte und je tiefer man hineinschaute in die einzelnen Lebenserscheinungen des Bienenstaates, um so mehr gelangte man auch zu der Gewissheit, dass der Bien, so sehr er früher ein mit sieben Siegeln verschlossenes Geheimnis gewesen war, nunmehr zwar ein offenes, aber erst recht ein absolut unerklärliches Geheimnis geworden war. Zum Beleg hierfür nur einige Tatsachen: Früher hatte man die allerverkehrtesten Ansichten über die Entstehung der verschiedenen Bienenwesen des Bienenstockes, jetzt wusste man, dass alle Lebenskeime von der einen Mutter, der sogen. Königin abstammen, aber wer war imstande zu erklären, wie nun die Königin stets zur rechten Zeit, am rechten Ort, die rechte Art Eier abzulegen vermochte? Weiterhin, wie die Brutbienen, die man sehr richtig als die wahren Ammen des heranwachsenden Geschlechtes erkannt hatte, die Bedürfnisse der nach Alter und Geschlecht verschiedenen Brütmaden beurteilen und dann aus den beiden Grundstoffen aller Bienennahrung, aus Blütenstaub und Honig, unter Hinzunahme von Wasser, die richtigen Nährgemenge herstellen können, die ja unter Umständen 50tausendfach verschieden gestaltet sein müssen?

Man sah den bauenden Bienen zu, sah mit eignen Augen die Entstehung des kunstgerechten Wunderwerks des Wachszellenbaues, — es lag ja nun offen zu Tage, aber wie sehr man sich auch abgemüht hat, eine befriedigende Erklärung für dieses Kunstwerk zu finden, es blieb doch stets ein Geheimnis! Man beobachtete den Auszug eines Schwarmes, das Ansetzen desselben, die eigenartigen Kettenlinien,

durch welche er sich an der Anhangfläche anhing, das schien ja alles so klar und offenkundig; aber als man sich daran machte, den wunderbaren Vorgang recht zu erklären, da merkte man erst, dass dazu noch alle Mittel und Möglichkeiten fehlten! Man bemerkte, dass im Frühherbst die Drohnen zum Stocke hinausgetrieben wurden, man stellte auch ganz genau fest, unter welchen Umständen diese sogen. Drohnenschlacht einzutreten pflegt und meinte schon den eigenartigen Vorgang genügend erklärt zu haben; aber als man nun die landläufigen Erklärungen auf ihre Stichhaltigkeit hin prüfte, erschien eine unhaltbarer als die andere! Und wie kam doch das, dass mit der besseren Erkenntnis der Vorgänge und Tatsachen, der Lebensordnungen und Gesetze des Bienenlebens deren Erklärung nicht gleichen Schritt hielt, ja dass die Erklärungen sich gegenseitig durch Unwahrscheinlichkeit überboten? Nun, diese auffällige Erscheinung findet darin ihre befriedigende Erklärung, dass die zur Zeit der klassischen Periode der Bienenforschung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschende materialistisch-atheistische Weltauffassung auch auf die Bienenwelt angewandt wurde und auch da, wie überall, anstatt Aufklärung nur unheimliche Verdunkelung der Vorgänge bewirkte, die soweit führte, dass eben zuletzt jede Erklärung unmöglich erschien.

Der „Kraft- und Stoff"-Mann, Professor Büchner, hat ja in seinem bekannten Büchlein „Aus dem Geistesleben der Tiere" vornehmlich die Bienen als willkommenes Objekt benutzt, um an ihnen den Beweis zu führen, dass ihre Tätigkeiten, so hochentwickelt und zusammengesetzt sie auch erscheinen mögen, doch ausschliesslich natürliche Wirkungen des Zusammenspiels von Stoff und Kraft sind und dass sie sich in nichts von den sog. Geistesfunktionen unterscheiden, die man bis dahin als besondere Wirkungen einer besondern, ausschliesslich dem Menschen eignen Intelligenz zu betrachten gewöhnt war, sodass gerade der nach so mancher Hinsicht menschenähnlich organisierte Bienenstaat Büchner Gelegenheit genug darbot zu dem Nachweis, dass zwischen Bienen und Menschen, geistig genommen, absolut kein Unterschied bestehe, man müsse denn die Bienen hie und da hinsichtlich der Intelligenz höher als den Menschen stellen wollen.

Heute möchte man ja kaum glauben, dass es den Vertretern der materialistisch-atheistischen Weltauffassung wirklich ernst gewesen ist mit ihren geradezu ins Phantastische übergreifenden Behauptungen bezüglich der Intelligenz der Bienen, und doch überbot einer den anderen mit Beweisen für das Vorhandensein und Walten nicht etwa nur einer menschenähnlichen, sondern sogar einer übermenschlichen Intelligenz im Bienenstaat. Jetzt wurde die Königin die wirkliche Inhaberin nicht nur aller Machtbefugnisse im Bienenstaat, sondern auch der höchsten Bienenintelligenz, kraft deren sie die Lage der ganzen den Bienenstaat umgebenden Welt, — ohne überhaupt je einen Blick in dieselbe tun zu dürfen — richtig beurteilte, ihre hohen Funktionen dementsprechend und auch nach den jeweiligen Bedürfnissen ihres Bienenvolkes einrichtete, zunächst unter freier, willkürlicher Bestimmung des Geschlechtes der Eier durch Befruchtung derselben, nur Keime zu Arbeiterinnen produzierte, später unter Berücksichtigung der neueingetretenen inneren und äusseren Verhältnisse, ausser Arbeiterinnen auch Drohnen erzeugte und schliesslich — was ja freilich hier und da

schon Zweifel an der königlichen Intelligenz aufkommen liess — junge Königinnen, deren Entstehung sie selbst zwang, mit dem Schwarm den Stock zu verlassen.

Der kluge, beobachtende Forscher fand gar bald, dass in der Aufeinanderfolge der Entstehung der verschiedenen Glieder im Bienenstaat eine weise Ordnung sich verwirklichte, indem stets das früher Erzeugte die unerlässliche Voraussetzung für das Entstehen des später Erscheinenden war, was am deutlichsten daraus hervorgeht, dass die Königin die Drohneneier stets etwa 4—5 Wochen vor der Entstehung der jungen Königinnen legt, welche die Drohnen später befruchten sollen. Wie intelligent müssen doch die Majestäten des Bienenstaates sein, welche das vorausberechnen und vorausbestimmen und ihre eignen Leibesfunktionen, d. h. die Eierlage dementsprechend einrichten können, was der intelligente Forscher erst nachträglich nach mancher ernsten, schweren Überlegung als ausserordentlich korrekt erkennt. Hut ab vor solcher Bienenintelligenz! Das ist doch ein selbstversändlicher Schluss aus solchen Beobachtungen und Folgerungen.

Und nun gar die Arbeitsbienen! Bei ihnen wird die Intelligenz der Königin so viel mal multipliziert, wie die Arbeiterinnen zahlreicher sind als die einzige Königin und wie die Arbeiterinnen verschiedenartige Funktionen zu erfüllen haben, während bei der Königin sich der Beruf in ihrer Eierlage erschöpft. Gewiss verrät es schon eine staunenswerte Intelligenz, dass die Bienen im Sommer, wo es etwas zu sammeln gibt, für den langen Winter sorgen, wo es nicht nur nichts zu holen gibt, sondern wo der Bien den schwersten Kampf ums Dasein mit seinem grimmigsten Gegner, mit der Kälte, durchzukämpfen hat. Grössere Intelligenz verrät aber schon die prophetische Sehergabe, welche die Bienen schon lange vorher das Ende der Tracht vorausschauen lässt und sie veranlasst, in den Drohnen die unnützigen Fresser abzuschaffen, welche, blieben sie über Winter am Leben, durch ihre Fressgier das ganze Volk dem Hungertode entgegenführen würden.

Aber nun gar erst der kunstvolle Zellenbau, welchen noch kein Mensch den Bienen nachzubilden vermocht hat trotz zahlreich angestellter Versuche! Buchner steht staunend still vor der Intelligenz, welche sich in diesem herrlichen Kunstwerk zeigt und ihm nach haben gar viele die technischen Talente der Bienen bewundert, welche ohne Winkelmass und Lineal, ohne Logorithmentafeln und höhere Algebra das Meisterstück fertig bringen, welches dem intelligenten Menschen trotz aller Wissenschaften und Künste nicht gelingen will.

Aber alle diese Beweise für die hohe Intelligenz der Bienen werden doch schliesslich in den Schatten gestellt durch die geradezu einzigartig vollkommene Fütterungstechnik, welche im Bienenstaate ausgebildet ist. Ist es doch auch keine Kleinigkeit alle 1—2 Stunden für 25—30000 Bienenmaden den Futterbrei herzustellen, zumal jedes dieser 25—30000 jungen Bienenwesen einen besondern Futterbrei verlangt, einen andern eine Made von 2—3 Tagen und einen andern eine Made von 5—6 Tagen. Und die entwickelten Glieder des Biens samt der Königin und etwa vorhandenen Drohnen wollen doch auch leben und jedes die ihm zukommende Portion Nahrung erhalten! Nun hat man ja durch Beobachtung erkannt, dass diese Ernährung, diese Massenfütterung durch eine überaus weitgehende Arbeits-

teilung ermöglicht wird, aber weist nicht gerade diese Tatsache erst recht wieder hin auf eine hochentwickelte Bienenintelligenz, welche das Geheimnis weitgehender Arbeitsteilung ganz so, wie die Menschen im Zeitalter der Maschine, sich zu nutze macht, um eine grossartige Aufgabe glänzend zu lösen?!

Stellen wir uns doch einmal vor, dass Menschen das von den Bienen so herrlich und vollkommen durchgeführte Kunststück der Fütterung von 25—30000 Wesen, von denen jedes ein von dem andern verschiedenes Nährbedürfnis hat, durchführen sollten. Selbst der berühmteste Küchenchef der Welt würde nach kurzem Besinnen erklären: das ist nicht menschenmöglich — aber bienenmöglich ist es doch! Also wieder einmal: Hut ab vor der übermenschlichen Bienenintelligenz!

Wir begnügen uns mit der Darstellung dieser wenigen Stichproben aus dem Bienenleben, an denen die materialistisch-atheistische Richtung den Versuch gemacht hat, nach ihrer Art das Leben der Bienen im allgemeinen und vor allem auch die eigenartigen sozialen Probleme, die wir im Bien so wunderbar vollkommen gelöst finden, zu erklären. Wir haben deutlich genug gemerkt, dass es dieser Richtung nur darauf ankam, an dem Bienenstaat, der ja so viele menschlicher, gesellschaftlicher Organisation ähnliche Lebensformen zeigt, den Nachweis zu führen, dass in der Tierwelt dieselben geistigen Kräfte wirksam sind, wie in dem einzelnen Menschen und der Menschheit, sodass zwischen Menschengeist und Bienengeist kein qualitativer, sondern höchstens ein quantitativer Unterschied feststellbar ist. Die von uns nun mit Bestimmtheit nachgewiesene Tatsache, dass bei einer ganzen Reihe von Erscheinungen des Bienenlebens der Bien offenbar eine quantitativ, vielleicht sogar qualitativ höhere Stufe der Intelligenz erkennen lässt, als wir sie bei Menschen wahrnehmen, z. B. beim Zellenbau und bei der Ernährung, überhebt uns gewiss der Pflicht, diese Auffassung des Bienenlebens und diese Methode der Erklärung überhaupt noch ernst zu nehmen und uns Mühe zu geben, sie zu widerlegen, denn sie geht an eigener, innerer Unlogik von selbst zu grunde. Oder ist es denn möglich, mit geringerer Masse von Intelligenz die Wirkungen von einer grösseren Masse Intelligenz zu begreifen? Viel eher wäre es denkbar, dass die mit übermenschlicher Intelligenz begabte Biene es unternimmt, die Gebilde menschlicher Intelligenz zu begreifen, etwa die philosophischen Systeme eines Kant, Hegel oder Schopenhauer.

Uns fällt es heute schwer, über diese geradezu lächerlichen Versuche, die Unterschiede zwischen der geistigen Grundlage des Menschen- und Bienenstaates zu verwischen und als nicht vorhanden nachzuweisen, nicht zu spötteln, dennoch dürfen wir nicht übersehen, dass diese Auffassung des Bienenlebens wie des ganzen Tierlebens überhaupt nicht nur vor wenigen Jahrzehnten wie ein neues Evangelium über die Natur von den Naturforschern verkündet und von unserm Volke jubelnd begrüsst worden ist, sondern dass diese Auffassung durch die populären Werke von Brehm, Büchner, Carus-Sterne, Perty u. a. m. und durch die zahllosen illustrierten Familienblätter, wie z. B. die Gartenlaube, in die breitesten Schichten des Volkes getragen worden ist und uns darum heute als die allgemein verbreitete volkstümliche Auffassung des Tierlebens überall begegnet. Auch die naturwissenschaftlichen

Lehrbücher in den Volksschulen und den höheren Schulen vertreten heute zumeist noch diese Auffassung des Seelenlebens der Tiere. Tierschutzvereine, Antivivisektionsvereine u. a. sind von dieser Auffassung ausgegangen und ihre Bestrebungen gründen sich auf sie. Wir urteilen sicher richtig, wenn wir behaupten, dass diese übertriebene anthropomorphistische Auffassung und Erklärung der Erscheinungen des tierischen Lebens geradezu unheimliche Verheerungen und Verwüstungen auf dem Gebiete der Geistesentwicklung der Menschheit hervorgerufen hat, denn je höher das Tier zum Menschen empor, ja, über den Menschen hinaus erhoben wurde, umsomehr musste der Mensch von seiner bis dahin unbestritten innegehabten, einzigartigen geistigen Höhe heruntersinken, eine Vertierung an Leib und Seele war die unausbleibliche Folge!

Der Bien ist dazu missbraucht worden, für eine entgottete Naturphilosophie die tierisch natürliche Grundlage zu bieten, der Bien hat dafür edle Rache genommen: die hohe Intelligenz, die ihr gottlose Naturforscher zugesprochen, um damit Gottes und des Menschen Intelligenz von ihrem Thron zu stossen, hat er für immer für sich in Besitz genommen, aber anstatt sich derselben als einer Errungenschaft eigenen Verdienstes, eigener Kraft und Vernunft zu rühmen, hat er demütig und bescheiden den beobachtenden und forschenden Menschengeist zu der Erkenntnis geführt, dass die hohe Intelligenz, die ihn durchwaltet und bestimmt in allen seinen Tätigkeiten, nicht ihm selbst eigen ist, sondern ein Strahl der absoluten Weltintelligenz ist, die wir Gott nennen, die im Bien nur in sichtbare Erscheinung tritt und sich darum dem Menschengeiste herrlich offenbart. Uns hat die sog. organische Auffassung des Bienes zu dieser Erkenntnis geführt, die wir darum in einem folgenden Artikel in scharfen Umrissen darstellen wollen in der Hoffnung, dass sie auch für andere den rechten Weg zur Erkenntnis der absoluten Intelligenz Gottes inmitten der Welt in sich birgt.

F. Gerstung.



Über das Kindergebet sind in der Kreisschulinspektion Görlitz III Erhebungen gemacht worden, die ein trauriges Ergebnis hatten: Von 580 neu eintretenden, sechsjährigen Schulkindern konnten nur 51% etwas beten. In einem armen Heidedorf, dessen Pfarrkirche eine Meile entfernt war, hatten nur 17% von ihrer Mutter beten gelernt, in zwei Parochien (von 12) lernten alle Kinder beten. Mit Recht fügt die betr. Mitteilung hinzu: „Wenn die deutsche Mutter nicht mehr selbst und darum auch nicht mit ihrem Kinde betet, dann muss es bald aus sein mit des deutschen Volkes Kraft und Herrlichkeit.“ Wie singt doch E. M. Arndt: „Wer ist ein Mann? Der beten kann!“ — Wenn der Seele schon von Kind auf die ihr so nötige Nahrung vorenthalten wird, dann muss sie ja selbstredend verkümmern. Wer denkt da nicht an jene bekannte Geschichte? In der Dachkammer der Grosstadt umringen die Freunde und Nachbarn das Bett eines Sterbenden.

Dieser schreit und jammert nach einem Trostwort und Gebet. Da sehen sich die Umstehenden ratlos an: Es hat ja keiner von ihnen beten gelernt. Endlich tritt ein kleines Mägdlein vor und betet sein Vaterunser. — Jawohl, in solchen Augenblicken mag auch wohl dem Gleichgiltigsten der Gedanke kommen: ach, hätte mich meine Mutter doch beten gelehrt!

Da erhielt ich neulich eine Trauerbotschaft aus dem Hause eines teuren Freundes: nach kurzer Krankheit hatte Gott das älteste Söhnchen im hoffnungsvollsten Alter von $7^1/_2$ Jahren heimgeholt. Auf der Anzeige aber stand das Gebetlein, das der Kleine wohl allabendlich mit der Mutter gebetet: „Sollt ich denn nicht fröhlich sein, ich beglücktes Schäfelein? . . .“ Wahrlich, kann es einen schöneren Tatenbeweis des Christentums geben, als wenn die trauernden Eltern ihr heissgeliebtes Kind mit diesem Gebet in sein letztes Bettlein legen? — Und nun ein Gegenstück: am Ufer des angeschwollenen Flusses, nahe dem väterlichen Hause, spielt ein blühender Knabe auf einem selbstgemachten Floss; da wird es von einer Welle fortgerissen, und das Wasser verschlingt vor den Augen der Mutter das geliebte Kind. Ach, die Eltern kannten das Gebet nicht und hatten es auch den Knaben nicht gelehrt. Und tiefe Erbitterung legte sich in das Herz des Vaters, die nie wieder wich. Auch als nach langen Jahren des Knaben Altersgenossen als fröhliche Studenten einherwanderten, da wohnte der bittere Groll immer noch in seinem Herzen, ja, wohl noch tiefer und fast unausrottbar eingegraben und im Antlitz ausgeprägt. — Das ist der Tatenbeweis des Unglaubens!

* * *

Über die Unfreiheit unserer Kultur klagte Prof. Kammerer von der Technischen Hochschule zu Berlin in einer Rede, in Sonderheit auch über die Unfreiheit der Weltanschauung. Man möchte aber doch wirklich wissen, inwiefern heute nicht jeder die Freiheit der Weltanschauung hat? Als ob heute nicht das Christentum bei uns sehr kräftig von allen Seiten angegriffen würde, als ob ein Nietzsche heute nicht seinem Hass gegen das Christentum ungestraft hätte Luft machen können und als ob nicht auch jeder kleinere Geist nach seiner Façon selig, bezw. unselig werden könnte! Wo in aller Welt wird denn jemand bei uns zum Christentum gezwungen? Es ist daher denn doch sicherlich eine starke Übertreibung, von Unfreiheit der Weltanschauung zu reden. Kammerer meint denn offenbar auch etwas anderes, nämlich, „dass trotz naturwissenschaftlicher Erkenntnis und trotz aller Errungenschaften der Ingenieurkunst die Gespenster der Dogmenherrschaft und des Aberglaubens ihre Herrschaft heute wie ehedem ausüben.“ Kammerer schwächt das etwas ab, indem er offen ausspricht, dass nur populäre Verflachung zu der Meinung führen könne, alle Geheimnisse der Welt und der Menschheit seien erklärt, die wahrhafte Naturerkenntnis gelange dagegen „zu ehrfurchtsvollem Schweigen vor dem Unbegreiflichen und dem Unendlichen.“ Er fährt dann mit folgenden Worten fort: „Erst dann, wenn Verständnis für Naturschönheit und Naturgesetz, wenn Achtung vor Kunst und gemeinnütziger Arbeit Allgemeingut der Gebildeten geworden sind, werden die Gespenster schwinden, die jetzt die Gestaltung einer einheitlichen Weltanschauung hemmen; es wird erkannt werden, dass Unsterblichkeit die Verpflanzung des Guten vom Menschen zum Menschen bedeutet, und dass die Wahrheit der steten Umwandlung und der steten Entwicklung aller Wesenheit in den Worten Goethes ausgesprochen ist: Nach ewigen, ehernen, grossen Gesetzen müssen wir alle unsres Daseins Kreise vollenden.“ — Glückliches Zeitalter, wenn die „Gespenster der Dogmenherrschaft“ (Prrh! es überläuft einen ordentlich eine Gänsehaut!) verscheucht sind und die arme Waschfrau ebenso wie der derzeitige Rektor der Kgl. Technischen Hochschule ruhig und friedlich die Augen schliessen in dem beseligenden Bewusstsein, dass ihr Gutes sich auf andere Menschen fortpflanzt und dass alle „Wesenheit“ in „steter Umwandlung“ begriffen ist!

* * *

Zur Artenbildung. Die Schlammschnecke kommt bei uns in zwei Arten vor (Limnaea truncatula und Limnaea palustris), die man bisher für zwei scharf getrennte Arten hielt. Jetzt hat Brockmeier in beachtenswerter Weise die eine aus der anderen gezüchtet. Er hat die Eier der letztgenannten Art zum Teil unter normalen Bedingungen, zum Teil bei Nahrungswechsel, raschem Temperaturwechsel und häufiger Trockenheit gezogen. Im ersteren Fall entstand dieselbe normale Art (palustris), im zweiten dagegen die andere, die also nur eine Hungerform ist. Und in der Tat

kann man auch im Freien beobachten, dass die letztere sich nur an Stellen mit ungünstigen Lebensbedingungen findet. — Diese Untersuchungen sind in zweifacher Beziehung bemerkenswert: einmal zeigen sie, dass diese Abänderung völlig ohne die Darwinschen Prinzipien vor sich geht (ohne Kampf ums Dasein und natürliche Auslese) und sodann, dass sie durch Abänderung der äusseren Lebensbedingungen erfolgen. Es mag sicherlich in der freien Natur viele Arten geben, die lediglich so aufzufassen sind: als Hungerformen. Zu beachten ist übrigens auch, dass man solche Formen natürlich nicht zu langen Vorfahrenreihen zusammenstellen kann. Sie stehen in dem Verhältnis zu einander wie normale Formen und Schmarotzer: letztere sind gewiss durch veränderte Lebensweise aus jenen zu erklären.

* * *

In seinem Werk „The Criminal, his Personnel and Environment“ erklärt A. Drahms den Begriff von Sünde und Verbrechen folgendermassen: „Die Sünde hat es mit der eignen Person zu tun, das Verbrechen mit der Gesellschaft. Die Sünde ist eine Verletzung des Gewissens des einzelnen; das Verbrechen ist ein Angriff auf die soziale Ordnung. Das eine ist eine erweiterte Äusserung des anderen. Die erste Sünde war gegen die Gottheit gerichtet; das erste Verbrechen gegen den eignen Bruder.“ — Wunderbarerweise hat Cesare Lombroso dies Buch mit einer Einleitung versehen. Ob er auch jene Erklärung unterschreibt?

* * *

Die Babel-Bibel-Frage hat eine bedeutungsvolle Kundgebung gezeitigt, den Brief unsers Kaisers an Admiral Hollmann mit seinem kräftigen Zeugnis für den Bibelglauben. Da er in allen Zeitungen stand, geben wir ihn nicht wieder. Wenn von theologischer Seite an ihm herum kritisiert worden ist, so enthalten wir uns dessen, obwohl auch wir nicht mit diesem und jenem übereinstimmen, was aber der Kaiser selbst sicher am wenigsten verlangen wird. Jedenfalls ist seine Kundgebung als Ganzes uns Laien, die wir die Bibel noch lieb haben, aus dem Herzen gesprochen und daher sind wir ihm für sie von Herzen dankbar.

* * *

Am 16. und 17. April fand in Barmen unter dem Vorsitz von Pfarrer Lic. Weber ein Lehrkursus für volkstümliche Verteidigung des christlichen Glaubens statt. Am ersten Tag redete Dr. Dennert am Vormittag und Nachmittag über das Thema: „Werden durch die gesicherten Ergebnisse der Naturwissenschaften die Grund- und Heilswahrheiten der Bibel irgendwie angetastet?“ und am zweiten Professor D. Ed. König über: „Wird durch die neueren Forschungen und Entdeckungen, insbesondere auf dem Gebiet der Assyriologie, der Offenbarungscharakter des Alten Testamentes irgendwie in Frage gestellt oder gar zerstört?“ — An die Vorträge schloss sich jedesmal eine angeregte Diskussion. Die Tage waren sehr gut besucht, der erste von etwa 400 Personen, der zweite von noch mehr, besonders viele Lehrer aller Schularten waren zugegen. Nach dem Verlauf lässt sich hoffen, dass der Kursus rechten Segen gebracht hat und als ständige Einrichtung beibehalten wird.

Einige Tage vorher hielten übrigens Professor D. Ecke, Professor Lic. Meyer und Lic. Weinel in Bonn auch einen religiös-wissenschaftlichen Kursus für Lehrer ab.

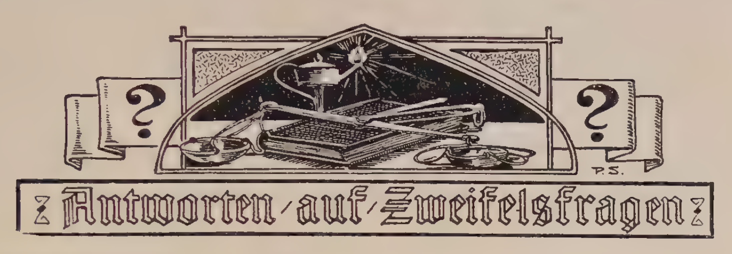
* * *

Zur Übertrittsbewegung in Österreich bringt die Evangelische Kirchenzeitung für Österreich (1903, Nr. 5) eine Übersicht: in den 4 Jahren 1899—1902 traten zur evangelischen Kirche 22706 Personen über (davon 21292 aus der röm.-kath. Kirche); aus der evangelischen Kirche traten aus 3573 (davon zur röm.-kath. 3138; dies macht einen Zuwachs für die evangelische Kirche von 19133 Seelen (davon 18145 aus der röm.-kath.). Im Jahre 1898, dem Jahr, in dem die Übertrittsbewegung begann, hatte die evangelische Kirche einen Zuwachs von 1598 Seelen. Zur Altkatholischen Kirche sind im ganzen ca. 9000 übergetreten. So entsteht im ganzen ein Verlust der röm.-kath. Kirche von ca. 30000 Seelen.

* * *

Bei einer im März in Berlin abgehaltenen Versammlung der Positiven Union in Sachen Bibel-Babel sprach D. Dr. Riemann drei Wünsche an die (freier gerichteten) Gegner aus, die

manchem aus der Seele gesprochen sein werden. Sie lauten: 1. Macht uns nicht den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit! Wenn wir andere Wege gehen als Delitzsch, Gunkel u. s. w., so bestimmt uns dazu auch unsere Wissenschaftlichkeit. — 2. Schont unsere Gefühle und witzelt nicht. — 3. Lernt, wenn ihr in die Wahrheit eindringen wollt, erst einmal, eure Schuhe auszuziehen und gedenket: Hier ist heiliges Land! E. Dennert.



Wegen Benutzung der apologetischen Auskunftstelle siehe Seite 28.

Antwort auf Frage 3: **Wie ist es möglich, dass Kain nach der Ermordung Abels eine Frau aus einem anderen Volke nahm, während Adam und Eva doch das erste Paar waren?** Vor allem ist an der gestellten Frage etwas zu berichtigen. Der biblische Bericht sagt nicht, dass Kains Frau „aus einem andern Volk" war, sagt überhaupt nichts über das „Nehmen" der Frau, über Kains Heirat; er sagt einfach, dass Kain, nachdem er in das Land Nod geflohen war, von seinem Weibe einen Sohn erhielt, den er Henoch nannte. Nod bedeutet „Verbannung" oder „Flucht". Diesen Namen gab wohl Kain selbst jenem Land oder jener Gegend, in die er sich zurückgezogen hatte und in der er zu grösserer Sicherheit eine „Stadt", d. h. eine mit Mauern verwahrte Wohnstätte errichtete. Gerade der Ausdruck „Verbannung" deutet an, dass selbige Gegend nicht bevölkert war, dass also auch Kains Frau nicht aus einem etwaigen dortigen Volk stammte.

Um über die Herkunft der Frau Kains eine richtige Vorstellung zu gewinnen, müssen wir auf Grund der biblischen Angaben uns ein Bild der ersten Menschenfamilie zu machen suchen. Die Mitteilungen der Bibel über das erste Menschengeschlecht bilden durchaus keine Familiengeschichte mit Angabe aller wichtigen Begebenheiten, Geburten, Heiraten, Todesfälle u. s. w., sondern einen Bericht über einige für den Entwicklungsgang der Menschheit bedeutsame Ereignisse.

Nun hat sicherlich Kain, der Erstgeborene, sich eine seiner Schwestern zur Lebensgefährtin erkoren und heimgeholt. Naturgemäss führte die Gründung des eigenen Hausstandes die Betreffenden zur Ansiedelung in einiger Entfernung vom elterlichen Wohnsitz, also zur Ausbreitung über das offenstehende Land. So ist es ganz verständlich, wenn Kain nach erhaltenem Fluch die Befürchtung ausspricht, dass ihn totschlage, wer ihn finde; es gab dazumal bereits Ansiedler in einem bedeutenden Umkreis. Wahrscheinlich hatte Kain schon längst vor dem Brudermord eine „Gehilfin" und mit ihr Kinder, so dass er mit Weib und Kind nach Nod, d. h. in die Verbannung zog. Weder wird berichtet, dass Kain in Nod sich ein Weib nahm, noch dass der dort geborne Henoch sein erstgeborner Sohn war. Auch als Nachgeborner hatte dieser genügende Bedeutung, um im biblischen Bericht aufgeführt zu werden. Erstlich knüpfte sich an seine Geburt und seinen Namen ein wichtiger Fortschritt in der Kultur — Beginn des Städtebaus; sodann wurde er der Stammvater eines Geschlechts, das mit den Erfindungen und Taten der Kinder Lamechs weitere bedeutende Fortschritte in der Kulturentwicklung machte, aber daneben auch durch Gottentfremdung sich hervortat.

Der Fragesteller nimmt nun nur Bezug auf das 4. Kapitel der Genesis, in welchem der Brudermord, die Geschichte der Kainiten und die Erneuerung des Abelschen Stammes erzählt wird. Im 3. Kapitel war der ersten Sünde und ihrem Fluche die erste Verheissung des Teufelsüberwinders gegenübergestellt. Das 4. Kapitel bringt eine Parallele: In Kain wächst der sündige Gedanke zur furchtbarsten Tat aus; aber Gott lässt die hingemordete Gerechtigkeit nicht untergehen: an Abels Stelle setzt er den Seth. Jahve lässt den Mann der Sünde leben (V. 16) und

lässt ihn zum Begründer einer gottabgewandten menschlichen Kultur (Lamech!) werden. Er erweckt aber auch für Abel einen andern Mann der Gerechtigkeit, dessen Geschlecht der Träger der Furcht Jahves sein soll (V. 26), um dessen willen dann der Sethit Noah und in ihm das Menschengeschlecht aus der Sündflut gerettet wird. Die Jahvistische Überlieferung wollte also lediglich in diesem 4. Kapitel die Menschengeschichte bis zu diesen beiden Entwicklungsreihen weiter führen. Darum nennt sie auf beiden Seiten jedesmal nur die männlichen Begründer und Fortführer des Stammes. Nur bei Lamech, welcher die Bigamie einführte, sind dessen beiden Frauen, Ada und Zilla, namhaft gemacht. Woher kamen nun die Frauen, welche Kain, Seth und ihre Nachkommen heirateten? Nun, es waren Adamiten, Kainiten und Sethiten. Oder meint vielleicht der Fragesteller, Adam hätte in seinem langen Leben nur die drei Söhne: Kain, Abel und Seth gehabt? Da sehe er sich einmal das einer anderen Überlieferungsquelle angehörige 5. Kapitel an, welches die Geschichte der Sethiten weiterführt bis zu Noah. Hier werden für Adam, Enos, Kenan, Mahalalel und die andern Sethiten weitere Nachkommen erwähnt. Ebenso natürlich auch bei den Kainiten. Missionar X. und Dr. S.

Antwort auf Frage 8: **Wie verträgt sich die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paar nach der heiligen Schrift mit der die ganze Schöpfung durchdringenden Unnatürlichkeit der Inzucht (Heirat naher Verwandter)?** (Herr Gymnasial-Direktor Dr. K. in N.)

Da diese Frage mit der vorigen in engem Zusammenhang steht, so sei hier gleich die Antwort auf sie gegeben. Wir haben oben ausgeführt, dass Kain und ebenso die anderen Kinder des ersten Menschenpaars allerdings Geschwisterehen eingegangen sein müssen. Das ist eine Naturnotwendigkeit. Nun liegt aber in der obigen Frage ein kleiner Irrtum: Die Inzucht hat nicht eine die ganze Natur durchdringende Widernatürlichkeit. Zunächst beruht es nicht auf Beobachtung, wenn oft behauptet wird, dass im Freien Inzucht zwischen nahe verwandten Tieren nicht stattfindet, ja, von diesen gar gescheut wird. Wenn sich die Tiere weithin ausbreiten, findet sie gewiss selten statt, unter Tieren, die in Gesellschaften leben, aber sicher sehr oft. Noch häufiger ist sie im Pflanzenreich. Allerdings, sehr zahlreiche Pflanzen haben Vorrichtungen, um die hier der Inzucht entsprechende Selbstbefruchtung zu verhindern und Fremdbefruchtung zu sichern; andere sind so geartet, dass jene dann eintritt, wenn diese versäumt ist; ja, es gibt sogar Pflanzen, deren Blüten, weil sie stets geschlossen bleiben, auf Selbstbefruchtung angewiesen sind.

Bei der Tierzucht hat man die Schädlichkeit der Inzucht bestimmt nachgewiesen, andrerseits hat es Tierzüchter gegeben, welche sie empfahlen. In der Tat wird sie auch angewandt, wo man schnell eine besondere Eigenschaft der Zuchttiere erhöhen und befestigen will. Durch lange Generationen hindurch darf man aber Inzucht nicht anwenden, sonst tritt Entartung der Rasse ein (Kleinerwerden, geringerer Haarwuchs, schwächerer Knochenbau, geringere Widerstandsfähigkeit, Missbildungen, Unfruchtbarkeit), bei manchen Tieren schneller (Schwein, Hund, Schaf, Taube u. s. w.), bei anderen langsamer (Pferd, Rind). — Nach alledem ist Kreuzung also wohl besser, allein von Widernatürlichkeit der Inzucht in der Natur kann man doch nicht reden.

So ist es denn auch vom rein natürlichen und physiologischen Standpunkt aus nicht widernatürlich gewesen, wenn im Menschengeschlecht in der ältesten Urzeit Geschwisterehen stattgefunden haben: sie waren nicht zu vermeiden, und sie konnten auch bei der damaligen, noch sehr ursprünglichen Lebenskraft kaum schädigend wirken. Mit der Vermehrung und Ausbreitung des Menschengeschlechts jedoch haben sie sicherlich bald aufgehört, doch fanden Heiraten innerhalb des Stammes, ja, der nahen Verwandtschaft immer noch statt: man bedenke, dass sowohl Isaak wie auch Jakob ihre Nichten heirateten. Allgemach aber wird sich denn doch ein schädigender Einfluss der Inzucht eingestellt haben, und mit ihm schritt man dann zu dem gesetzmässigen Verbot verwandtschaftlicher Ehen.

Nun lässt sich die Sache aber noch von einer anderen Seite betrachten. Wir Menschen von heute empfinden bei der Verbindung von naheverwandten Menschen, wie es Eltern und Kinder sowie Geschwister sind, ganz unwillkürlich einen moralischen Schauder, ein unüberwindliches Grauen, wir empfinden es als Unnatur. Dieses Gefühl, das wir sicherlich als ein moralisches bezeichnen dürfen, ist bei den Tieren nicht vorhanden, aber bei den heutigen wilden

Völkern ist es sehr weit verbreitet; so z. B. finden wir es bei Ozeaniern, Australiern, Hottentotten, Kaffern u. s. w., während Geschwisterehe bei kleinen Stämmen der Amerikaner sehr häufig ist, weil von den Umständen erzwungen. Bei den Australiern, die doch ganz besonders tief stehen, wird Inzest sogar mit dem Tode bestraft. Übrigens hat das hamitische Heidentum dieses moralische Grauen vielfach nicht besessen: bei den Ägyptern z. B. war die Geschwisterehe üblich, anknüpfend an den Mythos von Isis und Osiris, die Zwillingsgeschwister und Ehegatten sein sollten. Anders bei den Indogermanen: bei ihnen hat sich offenbar aus gemeinsamer Urzeit eine grössere Sittenreinheit erhalten. Inder, Griechen, Römer und Germanen zeigen übereinstimmend strenge Auffassung des Familienlebens und heilige Scheu vor verwandtschaftlichen Beziehungen. Das römische Recht und das Gesetzbuch des Manu zeigen beide weitgehende Eheverbote. Thiersch sagt geradezu: „Das römische Recht und Gesetz diente, nicht unähnlich dem mosaischen, den Völkern als ein Erzieher auf Christum.“ Seine Eheverbote galten für alle Menschen, also nicht nur für die römischen Bürger, sondern auch für Freigelassene. Das Verbrechen des Inzests wurde schon in altrömischer Zeit mit Herabstürzen vom Tarpejischen Felsen bestraft.

Dichter neuer und alter Zeit haben das moralische Gefühl gegen die Inzucht zum Ausdruck gebracht, man denke an Byrons „Manfred“, wo das geheime Unheil und Entsetzen über das verbrecherische Liebesverhältnis zwischen Geschwistern zum Ausdruck kommt, oder an Sophokles, dessen Ödipus keine Ruhe findet, weil er, obwohl unwissend, die eigne Mutter Jokaste geheiratet hat; er beraubt sich selbst des Augenlichts, um sich in ewige Nacht zu hüllen.

Der Grund dieses der Menschheit innewohnenden moralischen Gefühls ist offenbar nicht etwa der Gedanke, die Nachkommenschaft zu schädigen, sondern vielmehr das Bewusstsein, dass Menschen, die durch so nahe Blutsbande verbunden sind, in einem Verhältnis der Ehrfurcht, Pietät und besondrer Art Liebe zueinander stehen gegenüber anderen Menschen, das durch das eheliche Verhältnis vernichtet werden würde.

Dieses moralische Gefühl aber hat sich, wie manche andere Seite unserer heutigen Sittlichkeit erst im Lauf der Menschheits-Entwicklung mit entwickelt. Die israelitische Urzeit bietet uns manche Beispiele dafür. Wir haben aber auch gar keine Ursache, darüber den Kopf zu schütteln; denn, wie gesagt, die Bibel selbst zeigt uns diese langsame Entwicklung unseres Sittengesetzes. Ebrard sagt einmal sehr schön: Gott wollte nicht eher die gute Frucht haben, als bis auch die Wurzel gut war. Sein Erziehungswerk am Volke Israel ging also darauf hinaus, erst die tiefere Grundlage des sittlichen Bewusstseins zu kräftigen und zu erneuern, ohne das wäre die auch z. B. in jenem moralischen Schauder vor dem Inzest liegende gute Frucht nur eine scheinbare gewesen.

Was nun aber die Geschwisterehe unter den ersten Menschen anbelangt, so hat sie bei allem Gesagten doch auch noch ihre besondere Seite. Ich sagte schon, dass sie zufolge der Lebensfülle der jungen Menschheit noch nicht schädigend wirken konnte, nun füge ich hinzu: sie konnte noch gar nicht durch jenen moralischen Schauder verhindert werden; denn die erste Menschenfamilie stellte auch die ganze Menschheit dar. Eltern und Kinder standen wohl im Gegensatz zueinander, allein die Geschwister noch nicht; denn es gab ja noch keine Glieder anderer Familien, denen gegenüber sie untereinander in einem besonderen Verhältnis stehen konnten. Ihr Verhältnis war daher doch wohl mehr ein indifferentes, das Verhältnis der Pietät und Geschwisterliebe konnte sich erst mit der steigenden Vermehrung der Menschenfamilien ausbilden, also auch der uns heute so natürlich erscheinende moralische Schauder vor dem Inzest. Dt.

Antwort auf Frage 4: **Ist es vom christlichen Standpunkte aus erlaubt, an der Börse zu spekulieren?**

Es kommt darauf an, welches die Beweggründe zur Börsenspekulation und welcher Art die letzteren sind. Die Börse ist gleichsam das Herz des Welthandels, von dem aus dasselbe sein Leben empfängt; sie hat als eine nützliche, ja unentbehrliche Einrichtung unseres modernen wirtschaftlichen Lebens ihr Recht und ihre Bedeutung, — so lange sie weiter nichts sein will als die Krafterzeugerin, durch welche das grosse Getriebe des Welthandels im geordneten Gang erhalten wird. An diesem gesunden Getriebe teilnehmen, ist ebenso wenig eine Sünde als redlich kaufen,

verkaufen und sein Geld zinsbar anlegen. Nun aber werden an der heutigen Börse leider noch andere Geschäfte gemacht, bei denen es nicht darauf abgesehen ist, den Preis von Produkten, Geld und Effekten nach dem Gesichtspunkte von Recht und Billigkeit zu regeln, sondern es wird durch künstliche Manipulationen zum Nutzen weniger und zum Schaden vieler der Preis eines Produktes oder Papieres in unverantwortlicher Weise in die Höhe getrieben oder heruntergedrückt, es wird in den Termin- und derartigen sauberen Geschäften geradezu Hazard gespielt. Das ist ein Missbrauch der Börse aus verwerflichen, selbstsüchtigen Interessen, ein gewissenloses Spielen mit dem eigenen und dem Gelde anderer, um auf leichte Weise reich zu werden, ein Durchbrechen des natürlichen Gesetzes von Arbeit und Lohn. Solche Spekulationen sind als Verletzung des Rechtsgefühls, als Umgehung des eben genannten wirtschaftlichen Gesetzes und als Übertretung des neutestamentlichen Reichsgesetzes der Nächstenliebe, speziell des 7. und 9. Gebotes vom christlichen Standpunkte aus nicht erlaubt, ebensowenig wie Hazardspiel und Wucher. Als Haushalter Gottes haben wir unser eigenes Hab und Gut im Sinne der beiden grossen Gebote der Gottes- und Menschenliebe zu verwalten und zu mehren; wir sollen uns aber auch nicht in unerlaubter Weise gelüsten lassen nach des Nächsten Eigentum (er ist unser Bruder!), sondern sollen ihm dasselbe zu behalten und zu mehren förderlich und dienstlich sein. Auf ehrlicher Arbeit und ehrlichen Geschäften ruht darum Gottes Segen; unlautere Spekulation hat schon viele an den Bettelstab gebracht. Dr. S.

Als Literatur für Frage 4 und ähnliches sei empfohlen: Bussmann, Handel und Ethik. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 1902. 1 Mk. — Dies auch Herrn D. W. in R. zur Antwort auf seine Frage. — Über Lhotzkys „Weg zum Vater“ werden wir später berichten.

Frage 9. Schliesst das posse non mori (nicht sterben können) des ersten Menschenpaares auch für die umgebende Natur den Tod aus? — Gymnasial-Direktor Dr. K. in N.

Frage 10. Mit welchem Recht konnte Muhammed sich auf seine göttliche Sendung berufen und wie sollen wir uns zu den von ihm berichteten Wundern stellen? Haben wir ein Recht, ihn als Lügner oder Wahnbefangenen hinzustellen, der doch der Schöpfer einer Religion ist, die unbestritten Grosses und Edles enthält? — Haben Buddha, Confucius und die anderen Religionsstifter für sich eine „Sendung“ in Anspruch genommen? Was ist von der Inspiration des Numa Pompilius, des Hammurabi u. a. zu halten? — Dr. J. P. in N. (Mähren).

Frage 11. Was weiss man über die Engel und den Sturz Satans? — Frau E. L. in F.

Frage 12. Wie ist die Stelle Daniel 10, 13, 20 und 21 zu verstehen? Der hier spricht ist ohne Zweifel Christus, also Gott selber, und doch spricht er vom Engel Michael, der ihm zur Hilfe kommen muss? — Frau E. L. in F.

Frage 13. Frau E. L. in F. Als gute Erklärung der Offenbarung Johannis ist zu empfehlen: R. Kübel, Die Offenbarung Johannis. München 1893 (5,50 Mk.).

Frage 14. Herrn Buchhändler F. in G. Ein Buch, das „über die verschiedenen Richtungen in der Theologie“ Auskunft gibt ist: R. Kübel, Der Unterschied zwischen der positiven und liberalen Theologie. 2. Aufl. München 1893 (5 Mk.). — Auch F. Wohlhaupt, Das Lebensziel des Menschen. Leipzig 1902. — Ein Buch „über die verschiedenen Religionen“: W. von Zehender, Die Weltreligionen auf dem Colombia-Kongress. 2. Aufl. Gotha 1900. — Ob Sie Einzel-Literatur erbitten, ersehe ich aus Ihrer Frage nicht, dann sind spezielle Angaben nötig.

Frage 15. Gibt es eine naturwissenschaftliche Erklärung des Phänomens der Sintflut, namentlich z. B. wie die Wasser wieder abgeflutet sind und wohin? — Pastor G. in E.

Bemerkung: Da ich vielfach Anfragen ohne Marke erhalte, die offenbar baldige Erledigung erwünscht machen, so mache hier ausdrücklich darauf aufmerksam, dass ich prinzipiell von jetzt ab brieflich nur antworten werde, falls die bekannten Bedingungen (S. 28) eingehalten werden. Ich meine, es liegt auf der Hand, dass Ausnahmen nicht gemacht werden dürfen. — D. H.





I. Zeitschriften.

In der kirchlichen Wochenschrift Nr. 4—7 behandelt Blau das Thema „Christliche und moderne Weltanschauung" speziell unter dem Gesichtspunkt „Friedrich Nietzsche und das Christentum" weiter. Zuerst beantwortet Verf. die Frage nach N.s Beliebtheit in der heutigen Zeit. Der Menge gefällt eben der absonderliche Stil Nietzsches, doch wichtiger ist, dass sie Verwandtes bei ihm findet. Er spricht aus, was Tausende in den letzten 30 Jahren gefühlt, wonach sie gehandelt haben: das Recht des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit, das Recht des Stärkern gegenüber dem Schwachen. Da liegt eine Gefahr. Die grössere aber liegt tiefer. N. bedroht nicht nur unser soziales, auch unser geistiges Leben. Er nennt sich Philosoph, ist es aber nicht. Nicht mit dem Kopf, mit leidenschaftlichem Herzen denkt er ohne ruhige Objektivität, er ist Dichter, Phantast. Dabei ist er der widerspruchsvollste Mensch; ihn zum Propheten machen hiesse die Zerrissenheit, Unfertigkeit, den Widerspruch mit sich selbst auf den Schild heben. Doch die grösste Gefahr liegt auf religiösem Gebiete: Nietzsches Widerspruch gegen das Christentum. Dieser tritt, sich stets gleichbleibend, hervor 1. an seiner Beurteilung der sittlichen Grundsätze, 2. in seiner Stellung zu den religiösen Grundwahrheiten, 3. in seiner Auffassung von der historischen Entstehung und Entwicklung des Christentums. — Zunächst wertet N. das Christentum, das doch Religion ist, nur als Moral nach dem Massstabe eines Systems der Moral, das er sich selbst geschaffen. Gut ist ihm: „alles was den Willen zur Macht, die Macht im Menschen erhöht; schlecht, was aus der Schwäche stammt." Prinzip der Sittlichkeit ist die heile, gesunde Selbstsucht! Damit ist die christliche Ethik, deren Prinzip Gottes Wille ist, natürlich Lüge. Christentum ist Sklavenmoral, es besteht nur in Askese und Mitleid; Beides ist seiner Herrenmoral tief verhasst. Zu den christlichen Grundwahrheiten steht Nietzsche natürlich ganz verneinend: Gott ist tot; ihn haben herrschsüchtige Priester erfunden. Sünde, Schuld, Gewissen, Erlösungsbedürfnis sind nur Illusionen. Der Erlöser Jesus ist nur ein Berg-, See- und Wiesenprediger, der grosse Symbolist, dem nur Inneres Realität, alles Räumliche und Zeitliche nur Zeichen ist. Jesus rief das niedere Volk, die Ausgestossenen gegen die herrschende Ordnung auf: er ist ein politischer Verbrecher, der für seine Schuld starb. Hier ist Nietzsche eben Dichter, und so muss man auf wissenschaftliche Widerlegung verzichten. Ebenso ist es bei Nietzsches Auffassung von dem historischen Werden des Christentums: es ist ihm Sklavenaufstand der Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Paulus hauptsächlich, jener fürchterliche Betrüger, hat es geprägt. An der christlichen Sklavenmoral ist die Antike zugrunde gegangen. Daran dass die Renaissance nicht wieder siegte, sind schuld Luther, die Reformation, der Protestantismus, die Pfaffen, schliesslich die Deutschen. In dieser Auffassung zeigt sich besonders Nietzsches absoluter Mangel an historischem Sinne. Verfasser zeigt nun weiter, wie Nietzsche sich selbst richtet; er fragt: wie kann Herrenmoral so von Sklavenmoral unterjocht werden, wie die Geschichte zeigt? Hat nicht jene dieselbe Triebfeder wie diese: den Willen zur Macht? Zum Schluss untersucht Verfasser noch, wie Nietzsche zu solcher Kritik des Christentums kam? Der Blick auf Nietzsches Persönlichkeit gibt den Schlüssel. Er war lange ein kranker, leidender Mensch. Daraus entsprang seine Sehnsucht nach dem physisch Starken und Gesunden, seine Neigung, dem materiellen Sinn so hohen Wert beizumessen. Dafür bot das Christentum ihm nicht Befriedigung. Ihm drohende geistige Umnachtung lässt ihn gegen Gott, der ihm zu stark ist, die Fäuste schütteln. Nietzsche ringt nach oben: ist nicht auch im Christentum ein Ringen nach oben? N. war selten religiös veranlagt, aber er ist verkehrte Wege ge-

wandelt, das ist seine Schuld und Tragik. Darum hasste er die Religion des Christentums, weil es das verfehlte Ziel seines Lebens war. — B.

In der „Kirchlichen Chronik" der Deutsch-Evang. Blätter (1903 2. Heft) bespricht auch E. Haupt den Fall Weinel als „typisch". Er erkennt Weinels Gegnern das Recht zu, sich zu wehren, und meint, dass W. nicht zerstörend, sondern aufbauend wirken wollte, seinen Standpunkt aber lehnt er „durchaus" ab. Er hat von Christus nicht hervorgehoben, was original war, obwohl er es wollte. Weinel sagte, Jesus sei sein „Erlöser", weil er Sittlichkeit und Religion auf ihre höchste Stufe erhoben. Das erkennt H. nicht an. Bei W. fehlt die Beziehung auf die Sünde. Seine Theorie fusst auf immanenter Entwicklung, der auch Christus untersteht, auch wohl in Bezug auf die Sünde. Dem gegenüber betont H., dass man mehr als ein Beispiel als Erlöser braucht, nämlich eine Macht, die innerlich umschaffen kann, und das kann ein Sünder nicht. Man darf aus Christi Person nicht das Übernatürliche fortnehmen, sonst ist er nicht mehr der Erlöser. — In Bezug auf W.s Stellung zum Wunder führt H. aus, dass das Verhältnis Gottes zum Weltlauf eine ganz untergeordnete Frage sei, es sei ein verhängnisvoller Irrtum, die Menschen dadurch zum Glauben bringen zu wollen, dass man zuerst die Vereinbarkeit des Glaubens mit ihrer Weltanschauung nachzuweisen suche, wodurch das Christentum zur Denkoperation werde. Man solle Zweiflern vor allem sagen, dass die religiöse Grundfrage nicht auf dem Gebiet liegt, wo sie von ihnen gesucht wird, sondern auf sittlichem, nämlich in der Frage: wie gewinne ich Macht über die Sünde? (Ich glaube nicht, dass dieser Weg immer gangbar ist; denn er setzt die Sündenerkenntnis voraus, die den Zweiflern zumeist noch fehlt). — Die Schlussmahnung Haupts, den Kampf beiderseits mit Liebe zu führen, wird man gern unterschreiben. Alles in allem muss man H. für seine Behandlung des Falles Weinel danken. —Dt.

Der „Hammer" bespricht in einem beachtenswerten Artikel moderne Perversitäten, d. h. Neigungen und Triebe von widernatürlichem Grundzug, besonders die geschlechtliche (Homosexuellität), zu deren Schutz sich eben eine ganz falsche Gefühlsduselei erhebt; ferner die allgemeine geistige Perversität (Semitentum). Als Heilmittel wird empfohlen: Fernhaltung aller übermässigen Reize, straffe Zucht, harte Arbeit, magere Kost. — Wir fügen von unserm Standpunkt hinzu: religiös-sittliche Erneuerung.

In der „Reformation", Heft 9, stellt Krause in „Das älteste Corpus juris der Welt" die Gesetzsammlung Hammurabis in Vergleich mit dem Mosaischen Gesetz, um zu beweisen, dass der Gesetzgeber Mose nicht der Sage angehört. — In Heft 10 und 11 beantwortet Oettli die Frage: „Ist der Gott des Alten Testaments unser Gott?" mit einem entschiedenen Ja. Der wahre, lebendige Gott des Neuen Bundes ist auch schon der Gott Israels, nur dass die Erkenntnis seines wahren Wesens und Willens sich stufenweise nach Massgabe der den jeweiligen natürlich-menschlichen Verhältnissen und dem geschichtlichen Werdegang sich anpassenden Selbstoffenbarung Gottes zu immer reineren Formen durchringt. — Nicklas referiert in „Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament" über den ersten Charlottenburger Vortrag von Dr. Jeremias, in welchem letzterer bei aller Anerkennung des kulturellen Einflusses Babylons auf Israel für die besondere Gottesoffenbarung an Israel eintritt. — Sa.

Im „Beweis des Glaubens", Heft 3, hat Steude in „Zeugnisse von dem Christentum nnd von Christus" für eine volkstümliche Apologie eine Reihe von anerkennenden Urteilen über Christentum und Christus zusammengestellt aus dem Munde von Anhängern einer andern Religion und Weltanschauung, von Geistesheroen, deren selbständiges Denken und Urteilen über allem Zweifel erhaben ist, von Geschichtsschreibern von allgemein anerkannter Bedeutung und von kritisch gerichteten Leben-Jesu-Forschern. — Dennert berichtet in „Die Apologetik in der Schule" über den bei Gelegenheit der Düsseldorfer Hauptversammlung der fr. kirchl. soz. Konferenz in der Sitzung der V. Arb.-Komm. unter seinem Vorsitz über obiges Thema von Prof. Prenzel gehaltenen Vortrag nebst sich anschliessender Diskussion. — Sa.

2. Bücher.

Zur Kritik der reinen Vernunft.

L. Weis, Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkennen. Eine Kritik der reinen Vernunft. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn. 1903. VIII. 257 S. 3,60 Mk. Man behauptet, Kants Kritik der reinen Vernunft habe gezeigt, dass Verstandesgesetze, nicht Naturgesetze, die Welt in Ordnung und Zusammenhang erhielten, dass die Vernunft das Dasein Gottes nicht beweisen könne und es überhaupt nicht mit Religion, sondern nur mit Sittlichkeit zu tun habe. Der Verf. sagte sich, wenn die Welt durch Verstandesgesetze geordnet und zusammengehalten wird, dann ist die Welt keine Schöpfung Gottes, sondern des Menschen; die Welt, aber auch das Evangelium, ist alsdann nur eine Vorstellung. Der Verf. sagte sich weiter, die Vernunft soll nicht bloss über Gott, sondern auch über die Seele und über die Welt nichts Gewisses aussagen können, deshalb steht, der Welt wegen, die Kritik in Widerspruch mit Kants Theorie des Himmels; ausserdem verwirft Kant nicht alle Vernunftbeweise, denn er stellte einen moralischen Vernunftbeweis auf. Das Dasein der Sittengesetze ist für Kant der Beweis für das Dasein Gottes, deshalb sind nach Kant Religion und Sittlichkeit nicht in verschiedene Gebiete zu verweisen.

Dieser Widerspruch der Ansichten des Verf. zu den auch in theologischen Schriften herrschenden Ansichten, wie auch der Widerspruch zwischen dem Kritiker und dem Theoretiker des Himmels veranlassten den Verf. zu einem neuen Studium von Kants Kritik, welche ihm seither als Naturforscher überhaupt als wertlos erschienen war und welche er daher nur unvollständig hatte kennen lernen. Überrascht fand er (S. 174) bei Kant den Hinweis auf Anordnung ziemlich wahrnehmbarer Erfahrungsgegenstände in Gattungen, Arten u. s. w. ganz so, wie der Verf. selbst in seiner Schrift: „Erkennen und Schauen Gottes“ solche Anordnung der Naturkörper als notwendig behauptet hatte. Kant spricht bei dieser Gelegenheit (S. 176) auch von der Zusammenfassung der Salze, der sauren und laugenhaften Körper, der Erden und Metalle, ganz wie ein Chemiker; er spricht (S. 177) von Planeten und Kometen, wie von der Gravitation, ganz wie der Theoretiker des Himmels. Überraschter noch fand der Verf., dass Kant, ganz wie es im „Erkennen und Schauen“ geschehen, zeigt, man könne bei der dynamischen Betrachtung der Dinge, also bei den unsichtbaren Naturkräften (S. 178) und bei dem unsichtbaren Gott (S. 180) nur in Analogien erkennen und reden. Der Verf. spricht dabei von Gleichnissen und fügt hinzu, es bleiben bei solchem Erkennen Rätsel und Unbegreiflichkeiten übrig. Dasselbe sagt Kant, er nennt das Unlösbare, Unbegreifliche, transzendentale Fragen. — Diese Überraschungen liessen den Verf. erkennen, dass Kant, der Kritiker, eine reine Vernunft verwirft, welche alles nur durch Begriffe, durch, wie er sagt, rein vernünftelnde Betrachtung, durch blosse Spekulation und Theorie erkennen und darstellen will. Die reine Vernunft allein, sagt er, kann weder über die Welt, noch über die Seele, noch über Gott etwas Bestimmtes und Bewiesenes aussagen. Nur diejenige reine Vernunft, welche Erscheinungen der Sinnlichkeit oder Erfahrungsgegenstände, somit Erfahrung, in Betracht zieht und erforscht, kann bewiesene, praktische, verwendbare Erkenntnisse der Welt oder der Natur gewinnen. Solche, die Erfahrung in Betracht ziehende Vernunft wird die praktische genannt. Zu dieser Erkenntnis gehört die Erkenntnis der allgemeinen Naturgesetze, welche (S. 220) das Dasein Gottes erkennen lassen. Zu diesen praktischen Erkenntnissen und Gesetzen gehören aber nach Kant auch die Sittengesetze, da (S. 65) die ausserhalb der Vernunft stehenden „Gefühle zwar zu den empirischen Erkenntnisquellen gehören, aber notwendig in das System der reinen Sittenlehre hineingezogen werden müssen“. Das Naturerkennen gehört selbstverständlich in das Gebiet der äusseren Erfahrung; das Gotteserkennen in das Gebiet der inneren Erfahrung. Wenn nun auch bei Kant das Gefühl nur als Achtungsgefühl vor der Pflicht, nicht als moralisches Gefühl, oder gar als Stimme des Gewissens oder Gottes zur Geltung kommt, so bleibt ihm doch das, selbst von der Theologie, wie es scheint, zu wenig anerkannte Verdienst, das Gefühl, das Vermögen des Erfahrens und Erlebens von Religion und Sittlichkeit, als notwendig bei der Betrachtung der Sittlichkeit und somit auch der Religion erkannt zu haben. Der moralische Beweis ist daher der Erfahrungsbeweis Gottes, er ist (S. 191) der Beweis der reinen Vernunft in ihrem praktischen Gebrauche. Gott und ein künftiges Leben werden durch diesen Beweis (S. 198) schlech-

terdings notwendige Voraussetzungen der Vernunft. Die moralische Welt, das Reich der Freiheit und der Gnade, wird (S. 199) eine praktisch-notwendige Idee der Vernunft und von diesem Reich sagte Kant (S. 222), er werde es nach Grundsätzen der Vernunft studieren. Ausserdem bringt der Verf. noch die Erklärung der sog. Kategorien und deren Bedeutung bei Kant. — L. Weis.

Ernest Naville, Das Glaubensbekenntnis der Christen. Eine religiöse Betrachtung. Übers. v. Sid. Gieseler-Stuttg. M. Kielmann. 1902. 88 S. Eine edle Absicht hat den Verf. dieser biblisch-gläubigen Auslegung des Apostolikums geleitet: Er will eine Versöhnung anbahnen zwischen den feindlichen christl. Konfessionen. Die nüchterne Wirklichkeit lehrt uns aber, dass die Zeit wohl noch nicht gekommen ist. Das Buch stellt die evang. Glaubenswahrheit als die wahrhaft christliche Lehre hin. — Sa.

H. Schulze, „Die Ursprünglichkeit des Galaterbriefes". Leipz. Richard Köpke. 88 S. 2 Mk. Gelegentlich der Widerlegung der Angriffe, auf die Echtheit dieses Briefes erklärte Scholten, eine völlige Widerlegung sei nur möglich durch den literar-historischen Nachweis, dass das gesamte Neue Testament den Paulinismus voraussetze. Diesen Nachweis sucht der Verf. gegenüber der neuesten Anfechtung des Galaterbriefes (Steck) zu bringen. Die äusserst umsichtige, geschickte und fleissige Arbeit weist die Echtheit des Galaterbriefes überzeugend nach. — W.

A. Bolliger, Markus, der Bearbeiter des Matthäusevangeliums. Basel. C. Beck. 100 S. 2,50 Mk. Eine der verwickeltsten und noch immer dunkelsten Fragen ist die nach Ursprung und Verhältnis der Evangelien, das sogenannte synoptische Problem. Der jetzt am meisten verbreiteten Ansicht gegenüber, dass Markus der Urevangelist sei, erneuert B. die Ansicht einiger älteren Forscher, dass Matthäus der Urevangelist ist. Er tut dies auf Grund einer höchst bestechenden Erklärung der bei Eusebius aufbewahrten, ältesten Tradition. B.'s Ausführungen erhellen manches Dunkel, das die Markushypothese nicht lichten konnte — freilich nicht alles Dunkel. Jedoch hier licht und klar zu sehen wird wohl überhaupt nie gelingen. Die geistreiche, klare und interessante Schrift sei dringend empfohlen. — W.

D. H. Schultz, Aus dem Universitätsgottesdienst. Predigten von Advent bis Himmelfahrt. Göttingen. Vandenhoek u. Ruprecht. 1902. 220 S. Brosch. 2,70, geb. 3,60 Mk. Geistvolle Zeugnisse aus dem Munde eines erfahrenen und bedeutenden Mannes. Der Verf. ist Anhänger Ritschels, doch tritt uns in den Predigten das Bild des Heilandes lebendig vor die Seele, der sich selbst zum Lösegeld gab, um sich ein Volk des Eigentums zu erkaufen aus der Knechtschaft und Ungerechtigkeit. — Die Sprache ist schlicht, klar und edel. — Ma.

Philind, Was braucht Indien? Eigenes und Entlehntes in neuer Beleuchtung. Strassburg. Elsäss. Druckerei vorm. G. Fischbach, 1902. 24 S. 40 Pfg. Der ungenannte Verfasser, ein aus Strassburg gebürtiger Freimissionar, hat während eines fünfjährigen Aufenthaltes im Orient ganz besonders die wirtsch.-soz. und geistlichen Nöte Indiens studiert. Dann nur erwartet er Hilfe für dieses Land, wenn erstlich einmal die Gebildeten und Wohlhabenden wieder zu der verachteten Landarbeit und zur Einfachheit zurückkehren, wenn sodann die Mission das Volk durch Christum zum lebendigen Gott führt. Dabei soll man aber dem Indier, soweit es mit dem Christentum vereinbar ist, seine Sitten und Ordnungen lassen: sehr vernünftige Ansichten und Ratschläge, die wohl der Beachtung wert sind. — Sa.



Druck von Ernst Röttger in Kassel.